VERLAGSORT HANNOVER

Seipp

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.



JAHRGANG 1937
SEPTEMBERHEFT
PREIS 20 PFENNIG

AUSGABE
RUHR-NIEDERRHEIN

Der Inhalt

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZEN-UFER 10
DER JUNGMÄDELTEIL WIRD ZUSAMMENGESTELLT VON LYDIA SCHÜRER-STOLLE, REICHSJUGENDFÜHRUNG
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Grenz- und Auslandsfragen in der Erziehung des deutschen Mädels

Zu allen Zeiten ist Deutschland dort am heißesten geliebt worden, wo um das Bekenntnis zu ihm täglich gerungen werden mußte. Rudolf Heß

In einer früheren Zeit wurde der Begriff „Politik" so eng gefaßt, daß man darunter nur die Tätigkeit der Diplomaten oder die innerpolitischen Machtkämpfe der Parteien verstand. Genau so wenig, wie man erkannte, daß schlechthin alle Lebensfragen des Volkes politische Fragen sind, ebensowenig hatte das Volk in seiner Gesamtheit, und insbesondere die Frauen und Mädel, verantwortungsbewußten Anteil an der Schicksalsgestaltung des Volkes. Wo aber eine Frau sich mit außenpolitischen Fragen beschäftigte, mußte sie ins Politisieren geraten, weil ja die lebensvolle Schau des engen Zusammenhanges zwischen Volksleben und Außenpolitik fehlte.

Heute steht das Mädel in der nationalsozialistischen Bewegung und trägt eine klare politische Verantwortung, einmal als Glied des nunmehr in allen Lebensfragen politisch bewußten Gesamtvolkes und dann immer an der Stelle, wo es vor eine besondere Aufgabe gestellt ist. Ebenso, wie wir nun bewußt verantwortlich die sozialistische Lebensgemeinschaft unseres Volkes mitbauen, wie wir zu unserem Teil dazu beitragen, ein im Körper und in der Seele gesundes Volk zu sein, ebenso auch nehmen wir teil und sehen unsere Aufgabe in all den Fragen, die unser Volk in seinem Verhältnis zu anderen Völkern: „Deutschland und die Welt", sehen.

In einer Zeit, in der in der ganzen Welt die geistigen Kräfte einer vergangenen Epoche gegen die neu erwachenden Kräfte aufstehen und diese Auseinandersetzungen zu weltpolitischen Entscheidungen führen, muß auch das Mädel in außenpolitischen Fragen klar sehen, wenn es für sein Volk eintreten will. Es muß wissen, wofür die Männer des Volkes ihr Leben einzusetzen bereit sind.

Grundlage und Ziel der deutschen Außenpolitik sind durch den Nationalsozialismus gegeben, deshalb kann es sich nicht darum handeln, die Ereignisse des Tages mit vieler oder auch weniger Intelligenz zu bereden, sondern es gilt, zu wissen, wie es um die entscheidenden Lebensfragen unseres Volkes, wie es in seinem Verhältnis zu anderen Völkern steht, und wieweit das Geschehen in der großen Auseinandersetzung zwischen unserer Weltanschauung und dem Bolschewismus von Bedeutung ist. Eine vergangene Zeit setzte den Staat über alles und brachte es so weit, daß man sich im allgemeinen Bewußtsein als „Deutsches Volk" nur den Teil vorstellte, der innerhalb der Staatsgrenzen lebt. Alle die, die als Staatsbürger eines Fremdstaates dennoch Deutsche sind, wurden vergessen oder zumindest doch nicht ohne weiteres zum deutschen Volk gezählt. Der Nationalsozialismus zeigt die Einheit aller Deutschen in der Welt in ihrer schicksalhaften Verbundenheit, und diese Einheit des Hundertmillionen-Volkes muß fest im Bewußtsein aller Mädel verankert werden, um in der lebendigen Anteilnahme am Schicksal unseres Volkes in seinen verstreuten Gruppen Ausdruck zu finden.

Gesamtdeutsches Bewußtsein und großdeutsches Denken erwachsen aus dem Erlebnis des deutschen Volkes in allen Teilen, wo um dieses Deutsch-Sein gekämpft wird: Deshalb gehen die Mädel auf Grenzfahrt und über die Grenzen hinaus, um deutlich die Willkür von Versailles zu spüren und das Ringen derjenigen mitzuerleben, die zu einem Fremdstaat gehören. Mit der Grenzbevölkerung, und insbesondere mit den Kameradinnen dort, verbindet die Mädel das starke Zusammengehörigkeitsgefühl, das seinen Ausdruck findet in der Kameradschaftsarbeit und der Grenzfahrt, in dem Wissen darum, daß hier eine Front gehalten werden muß.

Auf Auslandsfahrt und im Zusammensein mit der Jugend der anderen Staaten erkennt das Mädel Wesensart und Leben des Fremdvolkes, lernt die andern in ihrer Art achten und sieht deren Lebensnotwendigkeiten. Der gewonnene Weitblick muß zum stärkeren Erkennen, muß zum Bewußtsein der eigenen Art führen, während der reale Blick für die Lebensbedingungen jede falsche Romantik und Sentimentalität vertreibt. Dasselbe gilt für die Kolonialfragen: das deutsche Mädel verliert sich nicht in einer Kolonialromantik, sondern weiß um die Kolonialforderung, wie sie der Führer als Notwendigkeit aufgezeigt hat.

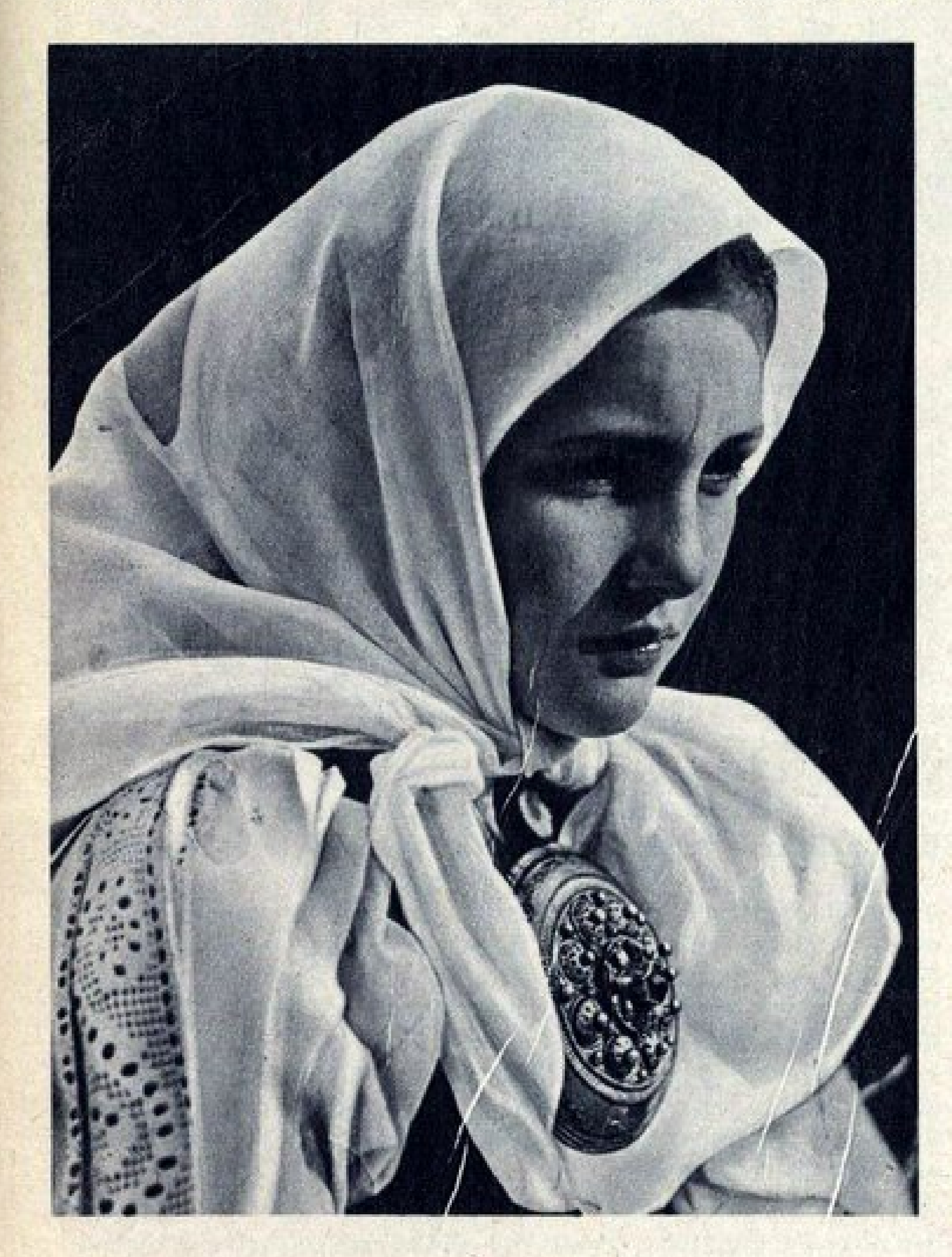
Auf der Grundlage der gegenseitigen Anerkennung haben wir einen offenen Blick für die Völker um uns. In Arbeitsgemeinschaften verschaffen wir uns ein Bild des Landes, das wir auf einer Fahrt kennenlernen wollen. Die interessierten Mädel erweitern in Sprachkursen ihre Kenntnisse und stellen sich zur Verfügung, wenn es sich um die Verständigung mit ausländischen Gästen handelt, und wo immer Sprachkenntnisse erforderlich sind.

Das Mädel, das als Reichsdeutsche im Ausland lebt, soll nicht mehr ohne Widerstand dem Einfluß ihrer fremdvölkischen Umgebung gegenüberstehen, sondern es gehört ebenso wie das

Mädel im Reich zu der sozialistischen Erziehungsgemeinschaft. Wenn es so ist, daß draußen deutsche Kinder in vielen Fällen zuerst die Fremdsprache lernen und diese ihnen weit geläufiger ist als die Muttersprache, so zeigt das, welche Aufgabe vor allem die Mutter der im Fremdstaat aufwachsenden Kinder hat. Weitgehend wird es auch von ihr abhängen, ob „die Gesellschaft" oder die sozialistische Volksgemeinschaft das Zusammenleben bestimmt.

Abgesehen von den Mädeln, die eine berufliche Tätigkeit ins Ausland führt, wird im allgemeinen eine längere Erziehung und direkte Vorbereitung für das Leben im Fremdstaat nicht in Frage kommen, darum ist es um so wichtiger, allen Mädeln die Verantwortung aufzuzeigen, die draußen erwächst.

Faßt man die verschiedenen Fragen zusammen, so ist das Ziel der Erziehung in Grenz- und Auslandsfragen das Mädel, das instinktsicher das politische Geschehen miterlebt und sich verantwortungsbewußt einsetzt, wenn ihm vom Volk her eine Aufgabe gestellt ist, ganz gleich, wo in der Welt es steht. Hildegard Conradi.



Aus Wolhynien vertrieben . . .

Dort oben, wo die einzelnen Eichen stehen, die letzten Reste des von den Deutschen gerodeten Waldes, dort oben mußte er auf die erste deutsche Siedlung stoßen. Als er aus dem Hohlweg trat, sah er auch schon die Blockhäuser der Siedler vor sich, die einzeilig auf der Straße lagen. Aber kein Hähnekrähen und kein Hundegebell schlug ihm entgegen. Die weiten Felder wogten nicht anders als das Meer im leichten Höhenwinde auf, die Saat stand hoch, und aus den paar Kirschbäumen vor dem Ortseingang schwirrten die Stare auf.

Dirkens trat zum Haus: es stand offen; er ging durch die Tür in den Flur: das Haus war leer, die Stuben waren ausgeräumt, die Bettstätten waren ohne Bettzeug, die Kasten ohne Geschirr, der Herd ohne Kessel. Aber nirgends war eine Spur von Gewalt zu sehen, es schien, als habe man das Haus freiwillig verlassen. Er trat mit bangem Herzen wieder auf die Straße hinaus und ging zum nächsten Haus. Auch dies war leer und das folgende auch, und so in der ganzen Siedlung.

Der Mann bekam einen bitteren Geschmack im Mund, die deutschen Worte der Begrüßung, auf die er sich so lange gefreut hatte, die deutschen Grüße, die er von seinen fernen Kameraden aus der Türkei hatte mitbringen wollen, quollen ihm im Munde auf, wie Bissen, die sich nicht hinunterwürgen lassen. Was hier geschehen war, konnte er sich nicht erklären. Aber er wollte es in der nächsten Kolonie, etwas weiter drinnen im Hügelland, erfahren.

Er ging eine halbe Stunde durch die wogenden Felder, aus denen hin und wieder die letzten, übriggebliebenen Eichenbäume aufragten. Solch ein Land hier hatten die Deutschen dem Walde abgerungen, hatten es gerodet und in Ackerboden verwandelt. Der Pole und der Ukrainer weichen dem Walde aus und siedeln im Grasland. Aber der Deutsche dringt in den Wald vor, rodet, reutet, schlägt und fällt ihn, den er so liebt, auf dessen Grund und Boden er baut, der als Geheimnis und raunender Raum in seinen großen Kirchen immer wiederkehrt. Und deshalb faßt er auch in dem also gewonnenen Land so tiefe Wurzeln wie vordem die Bäume, und man muß ihn selbst fällen, wenn man ihn daraus entfernen will.

Dirkens marschierte also bis zur nächsten Siedlung weiter und fand auch diese ohne Hundegebell, ohne Klirren der Ketten in den Ställen, ohne Gackern der Hühner hinter den Höfen. Auf einzelnen Misthaufen wuchsen schon die Brennesseln, und auch hier waren die Häuser ausgeräumt von allem.

Dirkens erschrak, daß ihm das Herz stille stand. Er dachte nach, was hier geschehen sein mochte, ob eine Seuche vielleicht diese Kolonien entvölkert oder welch ein anderes Unheil wohl über sie hereingebrochen sein mochte; weder er noch einer seiner Kameraden, welche die Russen an die türkische Front geschickt hatten, war von irgendeiner Nachricht aus der Heimat erreicht worden . . . Nun eilte er, der immer stärker werdenden Hitze nicht achtend, zur nächsten Siedlung; aber auch die stand leer und verlassen.

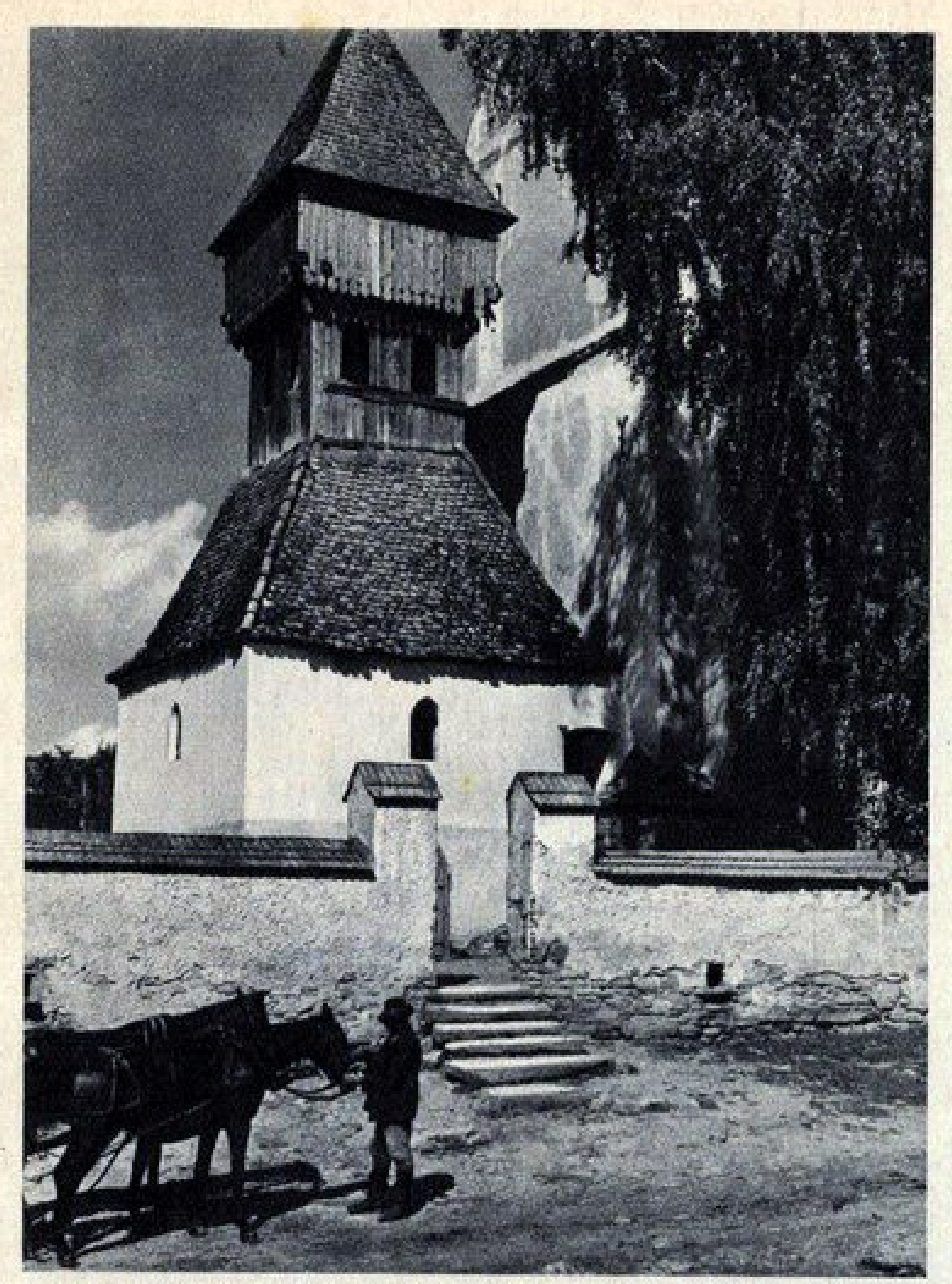
Nun hatte er noch als letzte Kolonie in der langen Reihe seinen Heimatort, Julianow-Boratyn, aufzusuchen, und ihm war es, als müßte er dort wenigstens irgendeine menschliche Seele finden, die seinen deutschen Gruß mit einem deutschen Worte erwiderte. Während er so für sich dahinschritt, sah er im Geiste seine Siedlung, die erste mit Einzelhöfen in der Reihe der Kolonien; er sah die Eichen am Rande der Felder, er hörte die Stimme seiner Mutter, er vernahm weiter das Gebell des Hundes, ja, er spürte den Rauch aus dem Schornstein, denn jetzt, um diese Stunde, mußte das Mittagessen bereitet werden. Die Felder standen auch hier hoch und der Klee war fett.

Da ragte der erste Giebel auf aus den grünen Kronen der Obstbäume, da stand das erste Gehöft des Wirtes Erdmann, er eilte darauf zu — aber auch dieses Haus war leer . . . Und auch das nächste, und auch die Schule, in der Mitte der Kolonie . . . Niemand bot ihm Willkommen, niemandem durfte er seinen Gruß bieten.

Er eilte weiter: Er kam vor sein eigenes Haus; er keuchte von Zimmer zu Zimmer. Ausgeräumt! Leer! Verlassen! Aber warum nur? Warum nur? Wer wird die Ernte hereinbringen? Am liebsten hätte er aufgeheult wie ein Kind, das die Angst packt, und das vor Bangigkeit seine eigene Stimme erhebt. Er torkelte wieder in die Mittagshitze hinaus und hetzte weiter.

Zur gleichen Stunde stand auf der sibirischen Strecke unweit von Atschinsk ein endlos langer Zug. Die Schiebetüren der großen Viehwagen waren offen, in ihnen hing das oft geflickte, aber sauber gewaschene Zeug zum Trocknen; viele Kinder liefen draußen vor den Wagen umher; Frauen mit harten, verbitterten Gesichtern wuschen, kochten und säugten die Kleinsten. Die alten, weißbärtigen Männer saßen am Bahndamm und schauten stumpf vor sich hin; einige halbwüchsige Burschen kamen aus dem nahen Birkenwald und brachten Holz für die kleinen Oefchen in den großen Wagen mit. Russische Soldaten gingen mit aufgepflanzten Bajonetten den Zug entlang . . .

In einem der vorderen Wagen dieses langen Zuges lag der alte Kantor Wilke im Sterben. Aus einem unweit von diesem Zuge haltenden Gefangenentransport hatte man einen österreichischen Arzt kommen lassen, der nach dem alten Mann sehen sollte. Er untersuchte den Alten nicht lange, er sah, daß hier nichts mehr zu machen war.



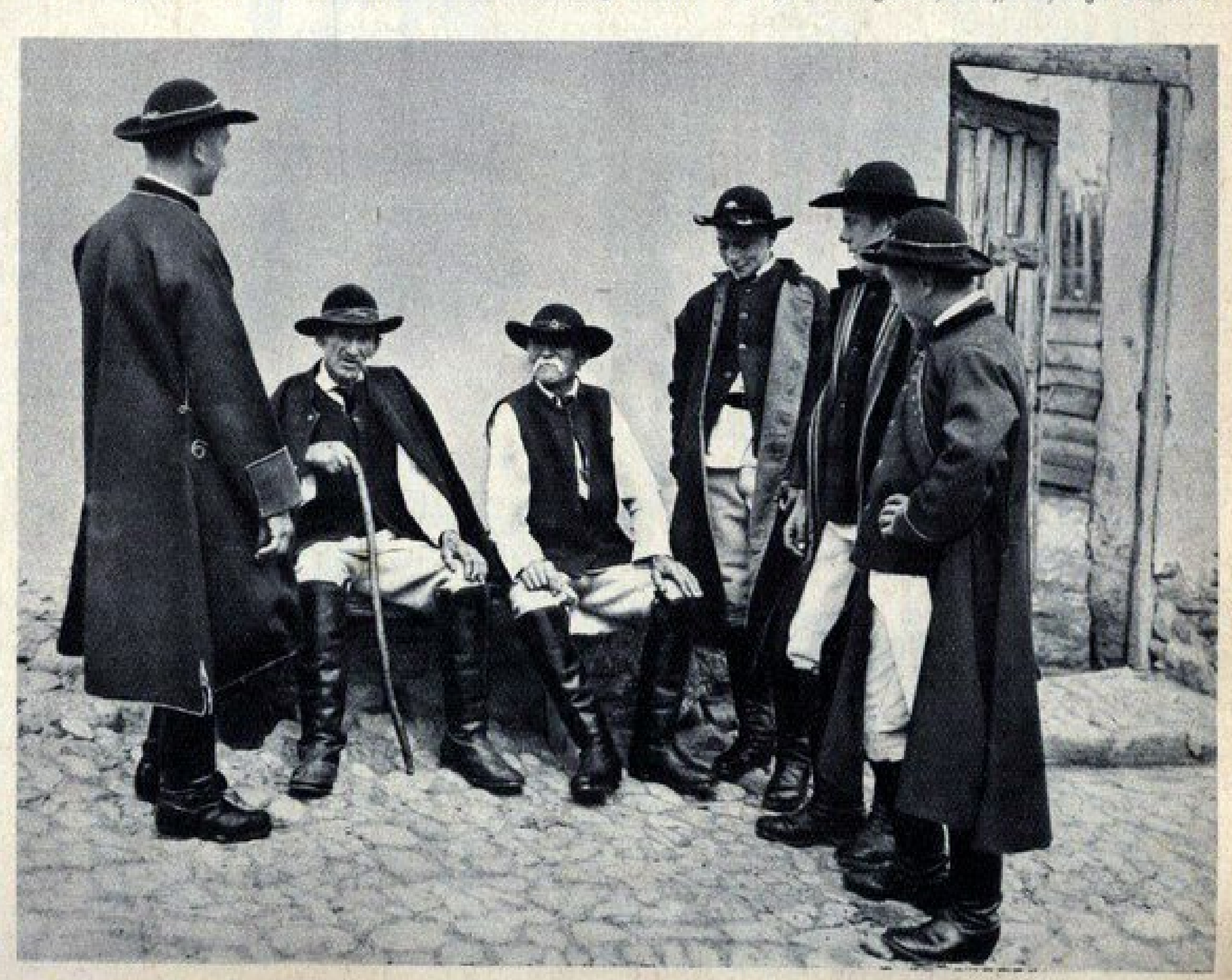
Glockenturm von Tobsdorf, einer Kirchenburg Siebenbürgens

Als er dann, schon im Fortgehen, die Frau des Kantors fragte, warum denn der alte Mann in seiner schon verkrampften Hand Erde halte, ob man glaube, daß mit solchen Mitteln des Aberglaubens hier noch zu helfen wäre, da gab die Kantorin zur Antwort, daß sich ihr Mann eben von ihr habe Erde bringen lassen, um zu sehen, welch ein Boden hier in Sibirien sei, und ob man in diesem Lande vielleicht siedeln könne, wenn man aus der alten Heimat in Wolhynien für immer vertrieben wäre.

Als der Arzt von der Frau noch mehr wissen wollte: Warum man denn die deutschen Siedler aus Rußland vertrieben und gleich Gefangenen in Viehwagen nach Sibirien verschleppt habe, da schwieg die Kantorin, weil der russische Offizier, der diesen Transport an sein fernes Ziel bringen sollte, in der Nähe stand; und der Arzt vermochte es auch nicht, ein Wort aus ihr herauszubekommen. Als die Frau wieder über die kleine Leiter aufseufzend in den Wagen stieg, war der Kantor Wilke schon verschieden.

Aber in seiner faltigen Hand hielt er noch immer die Erde, die er in seiner letzten Stunde hatte prüfen wollen.

Aus Brehm: „Heimat ist Arbeit"



Bauern aus Deutschweißkirch in ihren schönen alten Trachten

Daitsch

Ich stieg in Belgrad in den Personenzug; das Abteil der dritten Klasse, in das mir der Träger das Gepäck gebracht hatte, war fast voll und ganz verqualmt. Ich wollte mir einen Fensterplatz suchen und in das nächste Abteil gehen, aber die Tür war versperrt. Also gab ich mich zufrieden, zog eine Zigarette heraus und qualmte mit.

Bei meinem Eintritt waren die Gespräche der Leute verstummt; etwas mißtrauisch sahen sie mich von der Seite her an und setzten dann erst nach einer Pause ihre Gespräche im Flüstertone fort. Auf der Bank neben mir saß ein Handwerker, mir gegenüber eine alte Frau und ihr Sohn. Durch den Mittelgang getrennt, beim anderen Fenster, kauerten in sich gesunken vier blasse Arbeiter.

Die alte Frau sprach deutsch zu ihrem Sohn, der junge Mann blickte kurz zu mir herüber und antwortete ihr serbisch. Die vier Arbeiter hatten seltsam regelmäßige Gesichter, ausgebleichte Haare und hohle Wangen. Sie husteten immer wieder, und die alte Frau sagte deutsch zu ihrem Sohne: „Die Likaner dort haben es auf der Brust, es gehört sich nicht, daß sie mit andern Leuten zusammenfahren."

Der Handwerker neben mir spuckte aus und sagte im gebrochenen Deutsch zu der Frau: „Solches Volk kommt jetzt hier überall her und nimmt unsern Leuten das Brot weg." —

„Welches Volk?" fragte ich, ohne meinen Nachbarn anzusehen, vor mich hin.

„Diese Likaner! Krankes Volk. Erdarbeiter. Haben nichts zu fressen daheim und fahren in der Welt herum." Die vier Arbeiter mochten gemerkt haben, daß von ihnen die Rede war, sie wandten gleichgültig ihre Köpfe zu meinem Nachbar und sahen ihn mit blassen Blicken an. Das also waren die Nachfahren jener einst so berüchtigten Räuber und berühmten Soldaten von der alten Grenze!

Wie doch ihr Blick jenem russischen Offizier glich, mit dem ich gestern vor dem Friedhof in Belgrad gesprochen hatte. Dort hatte ich mich, um auszuruhen, auf eine Bank gesetzt, und nach einer Weile hatten sich rechts und links von mir zwei Männer niedergelassen, ein kleiner schmaler und ein großer breiter. Ich hatte geraucht und gesehen, wie der kleine Schmale mit zitternden Nasenflügeln den Rauch eingeatmet hatte. Wortlos hatte ich ihm und dem andern eine Zigarette angeboten. Der kleine Mann hatte gedankt. Ich hatte abgewehrt: „Nichts zu danken."

Dann hatte mir der kleine, ganz zerlumpte Mann mit den gepflegten Händen in einem etwas harten, aber gewählten Deutsch seine Geschichte erzählt: russischer Generalstabsoffizier von der Wrangelarmee, arm, bettelarm, von einer winzigen Unterstützung lebend, krank, schwach auf der Lunge. Der andere dort sei sein Diener, der ihm bisher geholfen habe, denn der wäre ein guter Schuster, aber er habe jetzt auch seinen Platz verloren. Ich hatte den Offizier erzählen lassen und nachher gefragt, ob noch viele von jenen unglücklichen Offizieren in Belgrad seien. Da hatte mich dieser Mensch genau so aus weiter Ferne angesehen wie die kranken Erdarbeiter dort und hatte gesagt: „Herr, Sie dürfen mich nichts fragen, ich bin schon zu weit von allem Leben fort.“ Ja, weit fort vom Leben waren auch diese vier blassen Männer mit den kühnen, verhärmten Gesichtern.

Nun fuhr der Zug, nun zog die flache Landschaft draußen vorbei, nun sah ich im Süden noch einmal das den Hügel hinanwachsende, mit neuen, hohen Häusern sich ausdehnende Belgrad gleich einer ganz jungen Stadt, die noch unfertig ist, voll Gehämmer und Räderrollen, herübergrüßen.

Einige Leute kamen, suchten Platz, rüttelten und zerrten an der versperrten Tür und schimpften, daß man nicht öffne. Ein alter Schaffner mit einem Messingzwicker auf der Nasenspitze kam, sah mich über die Augengläser weg an und hielt dann, mir zu Ehren, an diese Leute eine Ansprache, die ich leider nicht verstand. Der Handwerker neben mir übersetzte sie sogleich: „Er meint, da darf man nicht hinein, da drinnen werden Kranke fahren, die schwach auf der Brust sind.“

„Oho!“ sagte der alte Schaffner und zeigte mit seiner Zange auf mich: „Berlin?“ Ich schüttelte den Kopf. „Wien?“ Ich nickte. Das gefiel dem Schaffner nicht recht, auf Wien war er gar nicht gut zu sprechen. „Ich verstehe sehr gut alles“, sagte er, „ich war Kriegsgefangener in Görlitz. Wenig zu essen, aber sehr sauber. Oh! sehr sauber! Nicht so wie hier!“ Dabei zeigte er auf den Boden und auf die vier Likaner. Die alte Frau sah mich ein wenig prüfend an, kniff mißtrauisch die Augen zu und sprach von da an mit ihrem Sohn serbisch. Weiß Gott, was die Leute hier alle hatten, einer schien dem andern zu mißtrauen. Ich fand es auch besser, zu schweigen.

Nun tauchte im Norden, aus der Ebene aufsteigend, ein langer bewaldeter Rücken auf. Ich deutete auf den Wald und fragte, wie der Gebirgszug heiße: „Fruska Gora“, sagte mein Nachbar, und der Kondukteur ergänzte: „Eigentlich heißt es Franzuska Gora, Franzosenberg. Das ist noch vom Krieg her.“ Dann ging er.

Der Mann neben mir tippte sich, dem Schaffner nachblickend, an die Stirn: „Ein Idiot. Das hat schon Fruska Gora geheißen lang vor diesem Krieg.“ Die alte Frau nickte: „Frankengebirge“, sagte sie dann, zu ihrem Sohn gekehrt. „So heißt es.“ Der Zug fuhr langsamer, aus der Ferne klang Musik. Ich traute meinen Ohren nicht — und in die Musik hinein schmetterten Kinderstimmen. Ja — und was sangen sie? Was sangen sie? In deutscher Sprache sangen sie: „Hinaus in die Ferne . . .“

Der kleine Bahnhof war beflaggt, der ganze Bahnsteig stand voll Kinder, und zwischen den Kleinen standen die Großen mit Koffern und Rucksäcken . . . „Einsteigen! Einsteigen!“ klang es, „schnell, schnell! Der Zug wartet nicht! Auf Wiedersehen, Karli! Auf Wiedersehen, Franzl! Auf Wiedersehen, Annerl! Seid schön brav! Schreibt, wie ihr angekommen seid! Folgt schön, steckt den Kopf nicht hinaus! Schreibt der Tante auch eine Karte!“

Und ein Gelärm, Geschnatter und Gedränge! Nebenan, hinter der versperrten Tür, scharrten Füße, antworteten der Karl, der Franz,

Ein Brautpaar aus Windau in der alten, reich geschmückten Festtagstracht der Siebenbürger Sachsen

Deutsche Schulklasse in einem Banater Dorf Schwarzwälder Abstammung. Man könnte wirklich glauben, es sei eine Schwarzwälder Dorfschule


Aufn. (5): Hans Retzlaff

das Mariedel, das Annerl, der Anton; draußen auf dem Bahnsteig flatterten Tücher hoch, wurden Hüte geschwungen, Augen getrocknet und immer noch gewinkt. Nebenan klang es nun auf, während der Zug weiterfuhr: „Das Wandern ist des Müllers Lust..." Mir lief es heiß und kalt über den Rücken, es war mir zu unverhofft gekommen. Die alte Frau mir gegenüber zog ihr Tuch enger um die Schultern, ihr Sohn starrte wortlos vor sich auf den Boden. Da stand schon wieder der Schaffner mit dem tiefsitzenden Zwicker im Abteil, deutete mit dem Daumen über die Schulter auf die versperrte Tür und sagte: „Das sind die Kranken. Man muß ein bisserl lügen, sonst rennen diese Narren hier die Tür in das reservierte Abteil ein..." Und dann, um mir alles zu erklären, fügte er noch hinzu: „Schwabas!" — Ja, das waren Banater Schwabenkinder, die, wie der Kondukteur weiter erklärte, nach Dubrovnik an das Meer auf Ferien fuhren.

Banater Schwaben! Vor ein paar Tagen war ich drüben jenseits der Donau in Semlin gewesen und hatte auf dem deutschen Friedhof die vielen deutschen Namen gelesen. Ich war durch Franztal gegangen, durch einen langgestreckten deutschen Ort, hatte mit dem und jenem gesprochen, deutsch gesprochen und mir war schmerzlich und weh zumute gewesen. So fern von der Heimat und so verlassen in der Fremde, die noch vor dem Kriege nicht Fremde gewesen war . . . Und hier nun, ganz unerwartet, auf der Bahn die deutschen Lieder!

Der Kondukteur aus dem Görlitzer Gefangenenlager war mein Freund geworden, er wollte mir wohl, er hatte den Wunsch, mir eine Freude zu bereiten. Auch die blassen Likaner sahen ein wenig mitleidig und freundlich zu mir herüber, als wären nicht sie es, sondern ich derjenige, den man bedauern müsse...

Und all die Gefühle, die einen ehemaligen österreichischen Offizier immer wieder befallen, wenn er durch die Länder reist, die einst zum Reiche gehört haben, alle diese Gefühle — wie: das gehört noch zu uns, das war einmal unser — all diese Gedanken versanken und fielen traurig in sich zusammen.

Der Schaffner nahm seinen Schlüssel heraus und öffnete die Tür: da sah ich nun die füßebaumelnden Kinder, die blonden und die braunen Köpfe, die vollgepampften Backen und die lebhaften Augen in den vollen Gesichtern, da sah ich nun Karl und Franzln, die Annerln und Mariedeln, und da hörte ich auch wie sie sangen: „Muß i denn, muß i denn, zum Städtle hinaus . . ."

Und da konnte ich nicht widerstehen, ich mußte mich erheben und zur Tür treten . . . Zwei Frauen saßen inmitten der Kinder und schauten auf Ordnung. Da stand ich nun, sah zu und lauschte.

„Üeb immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab..." folgte nun, und es war rührend, es von diesen Kindern zu hören, die bis zu ihrem Grabe noch solch einen weiten Weg hatten.

Die eine der beiden Frauen blickte auf, sah mich und klatschte in die Hände. Die Kinder wandten ihr die Köpfe zu, sie rief etwas auf Serbisch. Mitten im Gesang brach das Lied ab.

Die Kinder blickten auf mich — der Kondukteur sperrte die Tür wieder zu, und ich zog mich beschämt auf meinen Platz zurück.

Die alte Frau hatte den Kopf zum Fenster gedreht, Tränen rollten ihr über die faltigen Wangen und vor sich hin sagte sie immer wieder: „Daitsch! Daitsch!" Der Sohn starrte mit trotzigem, verstocktem Gesicht zu Boden. Die alte Frau kehrte sich hastig herum, ergriff meine Hand, drückte sie heftig, und eine ihrer Tränen fiel auf meine Finger.

Der Kondukteur richtete sich seinen Zwicker, hob den Finger und wartete . . . Und wirklich, nun erklang drüben, im versperrten Abteil ein anderes Lied, ein trauriges, weiches, schleppendes — schwermütig und gezogen wie das Land, immer wieder in sich zurücksinkend: nun sangen die Kinder nebenan serbisch.

Ja, nun sangen diese Bürger zweier Welten, diese Kinder zweier Sprachen, deren Voreltern einst in einem größeren Reiche als deutsche Bauern, gerufen von ihrer Kaiserin, aus dem fernen Schwaben hier heruntergezogen waren, um das Land zu bebauen, die Sümpfe trocken zu legen, den Pflug zu führen und rechtschaffen ein Beispiel guter Arbeit zu geben, nun saßen diese Kinder, getrennt von mir durch eine versperrte Tür, nebenan und sangen serbische Lieder.

Nun lösten diese schwermütigen, getragenen Weisen die marschmäßigen, aussagenden, belehrenden deutschen Lieder ab, nicht anders als drüben in Semlin, wo über die übertünchten deutschen Straßentafeln die serbischen Straßennamen gehängt worden waren. Der alte Schaffner grüßte und schlich sich auf den Zehenspitzen davon.

Ich sank in mich zusammen und fühlte das tiefe Unglück, das uns alle betroffen hatte, bis in den letzten Winkel, in dem deutsche Menschen wohnen. Ich gedachte des Ausspruchs eines Staatsmannes beim Wiener Kongresse, daß man von Wien bis zum Schwarzen Meer reisen und jede Nacht in einem deutschen Hause übernachten könne.

Jetzt begriff ich mit einem Mal, warum die Mutter deutsch gesprochen und der Sohn serbisch geantwortet hatte und warum ihre Träne auf meiner Hand so brannte; nun wußte ich, daß ihr ein serbischer Mann genau so die Sprache verboten hatte wie man nebenan den Kindern das Lied untersagte. Auch die armen Likaner verstanden, was vorgegangen war . . .

Und allen, die im Abteil waren, will ich es danken, daß niemand gelacht, daß keiner über solch ein Unglück aufgetrumpft hatte, und daß sie alle mitgefühlt haben, wie schwer es mir damals ums Herz gewesen ist.

Bruno Brehm.

Siebenbürgisch-sächsische



Wenn von der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunst die Rede ist, denken wir vor allem der farbenprächtigen Leinenstickereien, die heute auch in Deutschland verbreitet werden. In ihnen spiegelt sich sowohl das staunenswerte Beharrungsvermögen wie auch die kluge Anpassungsfähigkeit jener deutschen Bauern wider, die im 12. Jahrhundert von Rhein und Mosel in die südlichen Karpathen zogen und dort ein eigenes Kulturwesen aufbauten.

Die Muster der ältesten Siebenbürger Stickereien — Linienornamente auf den leicht abzählbaren Fäden von Hausleinen — sind den alten Arbeiten in nordgermanischen Ländern so ähnlich, daß wir nicht daran zweifeln können: Uralt-germanisches Volksgut wurde von den Frauen des fernen Siedlerstammes mit fleißigen Händen durch acht Jahrhunderte bewahrt. Das altgermanische Linienornament findet sich auch in den sächsischen Webereien und den mit feinen Lederstreifen bestickter. Bauerngürteln. Gleichzeitig wie in Deutschland erscheint das Tiersymbol: der Hund als Sinnbild der Treue, der Falke als das der Kraft ... In der Renaissancezeit wird das Pflanzenornament zur Arabeske und Groteske umgestaltet.

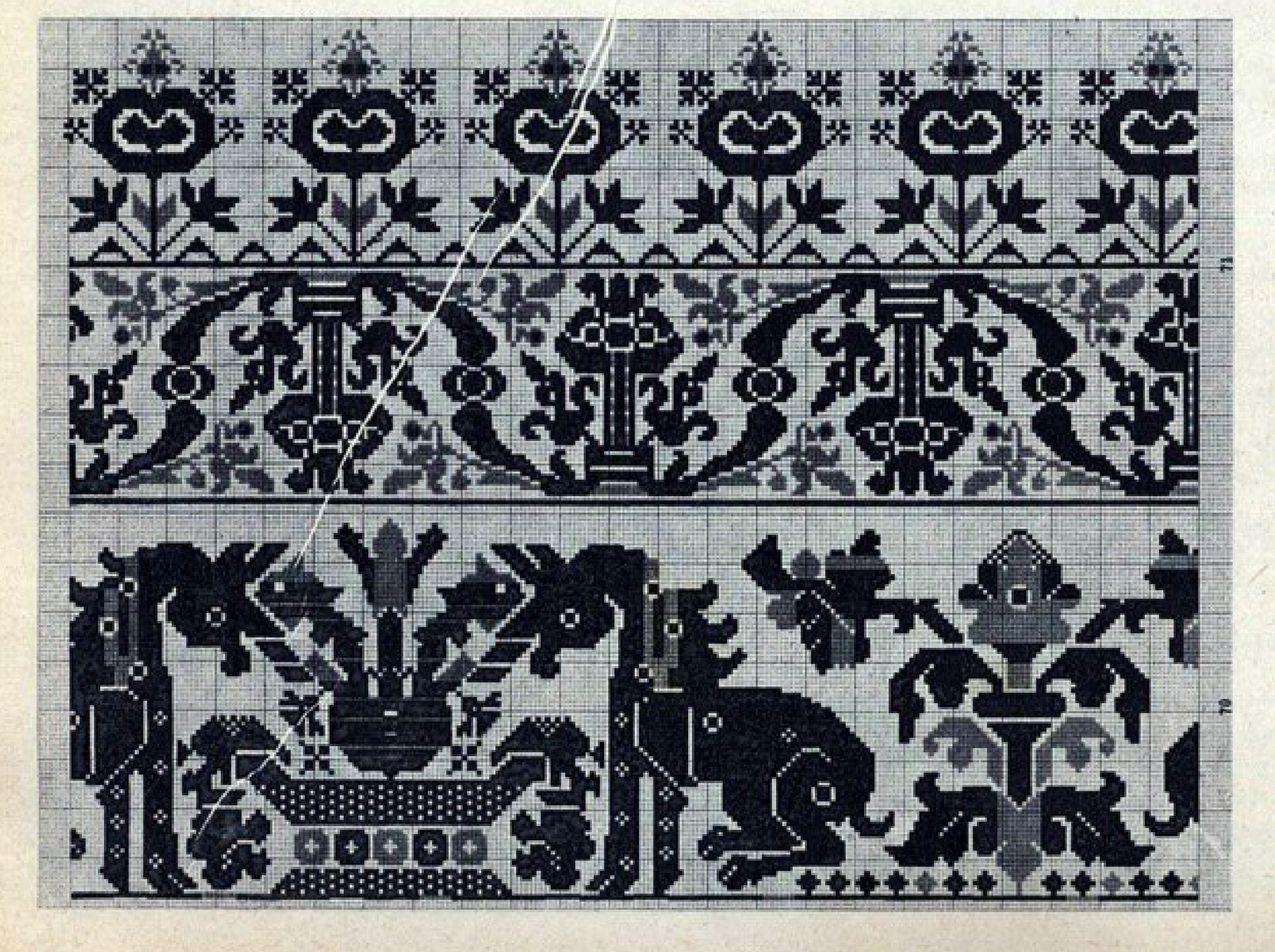
Die Blütezeit der Nadelkunst setzt ein. Wandernde Handwerker und Studenten bringen neue Musterbücher nach Siebenbürgen, so die 1597—1604 in Nürnberg erschienenen „Newen Modelbücher" von Hans Sibmacher, deren Muster noch zahlreich erhalten sind. Dann hört der westliche Einfluß auf. Barock und Rokoko haben kaum Spuren in der siebenbürgischen Volkskunst hinterlassen. Wohl aber öffnet sie sich in dieser Zeit dem Einfluß der umwohnenden Völker. Die Linien lockern sich, die Farben werden kühn nebeneinander gesetzt. Die stilisierte Blume umrankt die strenge Form des Musters.

Neben den deutschen Ornamenten und mit diesen verbunden findet man orientalische, ungarische und slavische Motive. So bildet sich ein eigener siebenbürgisch-sächsischer Stil heran, der nicht nur durch seinen Formenreichtum und seine Farbenpracht entzückt, sondern auch die Volkskunst der Nachbarvölker bereichert. Unter einer südlichen Sonne und inmitten einer großartigen Landschaft entwickelt sich in dem abseitigen deutschen Volksstamm neben lebendiger Freude am Schönen ein sicheres Stilgefühl. Die streng festgehaltenen Sitten der Vorfahren werden mit Farbe und Glanz umkleidet.

Noch heute sind in den siebenbürgisch-sächsischen Dörfern die Häuser nach Art des fränkischen Reihendorfes an einer lang hingezogenen Gasse aufgereiht. Oft ist die Giebelseite des Hauses mit Blumen und Ranken oder Früchten und Arabesken bemalt. Nicht selten steht ein deutscher Hausspruch unter der Giebelzier. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude sind nach fränkischer Art getrennt. Eine Laube ist ersterem vorgebaut. Aus der Küche geht es in die große Wohnstube, die in wohlhabenden Bauernfamilien einem kleinen Kunstgewerbe-Museum gleicht.

Das große, hochgetürmte Bett bildet den Stolz der Bäuerin. Es dient nur Ehrengästen als Ruhelager. Ueber den Federbetten liegt eine mit reichen Mustern bestickte Leinendecke und darauf mehrere Reihen von „Polstern", — rot oder blau und rot bestickten Kopfkissen. Wenn jemand im Hause stirbt, so werden Bett und Polster mit schwarz gestickten Kappen überzogen.

Handtücher und Leinendecken zieren Wände und Tische. Neben Durchbruchmustern und Häkeleien ziehen sich breite Kreuzstichstreifen über das handgewebte Leinen. Oft ist die Jahreszahl neben das Muster gestickt. In den langen Wintermonaten, die keine Arbeit in Feld und Garten heischen, sind die Frauen



Alte siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien: oben ein Polsterüberzug in Kreuzstichstickerei (Seide); unten: ein mit Wolle in Kreuz- und Zopfstich gestickter Bettstreifen aus dem Jahre 1830

unermüdlich mit Webeschiff und Nadel beschäftigt. Ihre Kreuzstichstickereien sind, im Gegensatz zu denen der umwohnenden Rumänen, meist in Rot und Blau gehalten. Als feines Gitter bedecken sie das schimmernde, gelbliche Linnen, was einen unerhört reichen Farbenreiz gibt.

Tiermotive sind besonders charakteristisch für sie. Der Hirsch, der Vogel, das Einhorn kehren immer wieder. Doch findet man auch Blumenmotive, die den Ungarn entlehnt sind, besonders in den Flachstickereien. Ursprünglich wurden diese als „Herrenstickereien" in den Häusern der Gutsbesitzer von den Mägden angefertigt und von diesen ins Volk getragen.

Neben dem Bett steht die Banktruhe, die bunt gestrichen und bemalt ist, ebenso Tische, Stühle, Türen und „Almeroichn" (Eckschrank). Rings um die Wand der getäfelten Stube zieht sich, nahe der Decke, ein Holzbord, auf dem Zinn- und Tonschüsseln stehen und an dessen Holznägeln Humpen und Krüge hängen.

Die Keramik der Siebenbürger Sachsen stand im achtzehnten Jahrhundert auf ihrem Höhepunkt. Die Muster der Krüge und Schalen mit den schlichten, edlen Formen weisen oft die gleichen Motive wie die Stickereien auf.

Auch hier sieht man oft das Blütenmotiv, die stilisierte Nelke und die Tulpe. Bei den Sgraffito-Keramiken wurden die weißen Linienmuster auf der dick aufgetragenen blauen Glasur in den Grund geritzt.

Wenn die Bäuerin die schweren, eisenbeschlagenen Truhen öffnet und ihren Inhalt vor dem Gast ausbreitet, dann staunt er über den Reichtum, den sie enthalten. Dutzende von weißen, gefältelten Schürzen, mit Häkelspitzen und feinen Stickereien geziert; Dutzende von Leinenjacken für Männer und Frauen, alle mit Kreuzstichstickereien geschmückt; feine Schleiertücher zu Hauben für die verheirateten Frauen, die Sonntags „gebockelt", d. h. mit goldenen Nadeln zur „Bockelhaube" zusammengesteckt werden; Gürtel mit Stickereien aus Seide, Wolle und dünnen, bunten Lederstreifen; Taschen und Seidentücher, die seitwärts vom Gürtel herabhängen; breite, goldgestickte Bänder, die von den hohen runden Samtzylindern der jungen Mädchen, den „Borden" oder „Burden" lang herabfließen; schneeweiße Pelze, die die jungen Mädchen im Winter tragen, von außen auf dem Leder mit bunten Flachstichmustern bestickt; „Kirchenmäntel" für die älteren Frauen — länglich-viereckige, gerade Tuchstücke, deren Ränder mit feinen Flachstichmustern geziert sind; der hochstehende Kragen zuweilen durch ein Brett gestützt; Brustpelze, Tuchmäntel, Kirchenpelze für die Männer; Lammfellmützen für den Winter, breitkrempige schwarze Hüte für den Sommer und vieles andere mehr an schönen und alten Sachen.

Die Goldschmiedekunst war in diesem Lande, das einst in eigenen Bergwerken Gold gewann, hoch entwickelt. Bis in die Türkei und nach Polen gingen ihre Erzeugnisse. Auch kunstvolles Altargerät wurde von den reichen Gemeinden für die Kirchen gestiftet. Vieles ist geraubt und verloren. Der wertvolle „Heltauer Kirchenschatz" ward während des Weltkrieges in das Bruckenthal-Museum zu Hermannstadt übergeführt. Baron Bruckenthal, der große Sohn Siebenbürgens, vertrauter Ratgeber der Kaiserin Maria Theresia und Gouverneur des Landes, war ein eifriger Kunstsammler. In seinem Palais, das er dem Hermannstädter Gymnasium vermacht hat, sieht man eine reiche Schmucksammlung, kostbare alte Bürgertrachten aus Seide und Samt mit dem gleichen Kopfschmuck wie die Bauerntrachten und eine wertvolle Gemäldesammlung, in der Heimatkünstler die hohe Kultur dieses Landes verlebendigen.

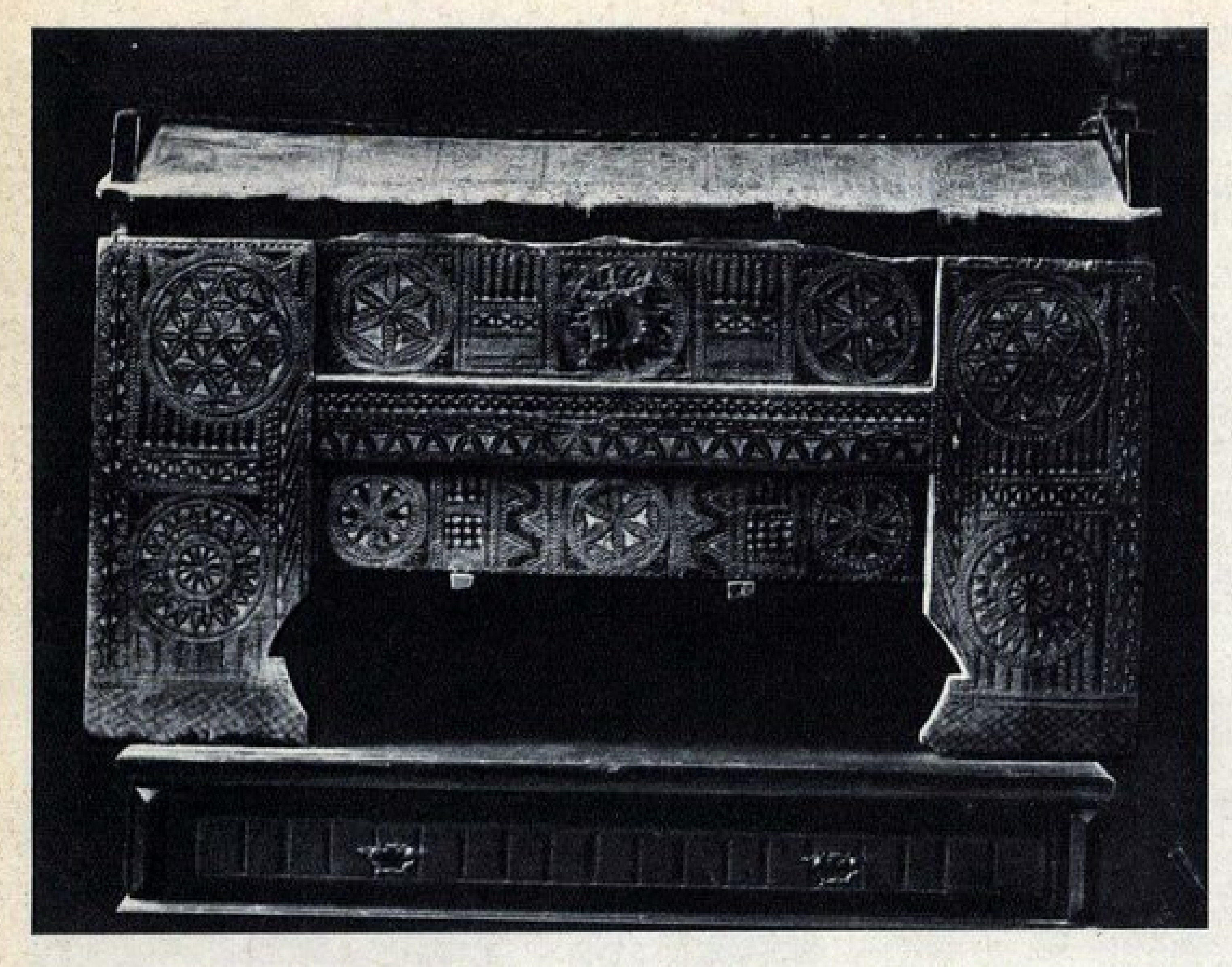


Gesticktes Wappen auf einer Samtdecke aus dem 17. Jahrhundert

Diese Kultur zeigt sich in jedem Werk, das hier geschaffen ward: In den Kirchenburgen, die hoch, wuchtig, mit gotischen Gewölben aufstreben und in weiten, mauerumfriedeten Höfen einst bei Türkeneinfällen den Sachsen Schutz und Deckung boten. Sie zeigt sich in den schön geschnitzten und bemalten Kirchenstühlen, die die Tischler mit feinem Farben- und Formgefühl herstellten. Sie zeigt sich in dem Hausrat, der sowohl durch



Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien; links unten: Handtuchrand in Kreuz- u. Zopfstich; rechts: eine Polsterkappe i. Kreuzstich; oben: Polsterkappe in Kreuz- und Zopfstich nach alten Mustern



Links: Siebenbürgische Kastentruhe. Unten: Mit Emailfarben bemalte Tonkrüge und -Teller aus Siebenbürgen, 18. Jahrhundert

seinen praktischen Aufbau als durch seine schönen Farbenwirkungen erfreut. Selbst ein Gang über den Wochenmarkt überzeugt von der geschmacklichen Höhe der Volkskunst. Was werden da im Schatten der Kirchenburg, in einer Ecke des Marktplatzes, für schöne Handwebereien feilgeboten! Gestreifte Leinengewebe, bunte Tücher und Teppiche, Borten in stilisierten Mustern und leuchtenden Farben.

Die siebenbürgisch-sächsische Volkskunst wird von der deutschen Volksgemeinschaft liebevoll gepflegt, die alten Muster sorgsam gesammelt. Bei Fest und Spiel erscheint die Jugend in den alten Trachten.

Auch die „Nachbarschaften", jene altnordische Organisationsform, die die Siebenbürger Sachsen bei ihrer Einwanderung 1141 bis 1161 aus dem Deutschen Reiche mitbrachten und als einziger germanischer Stamm bewahrten, suchen ererbtes Brauchtum mit Förderung der Volkskunst zu verbinden...

Eine holzgeschnitzte „Nachbarschaftslade" zu besitzen, ist heute der Ehrgeiz jeder Nachbarschaft. Aus Familienbesitz werden alte Laden aufgekauft. Wo eine neue angefertigt wird, weiht man sie feierlich ein. Sie erhält wohl ihren Standplatz auf einem Tisch mit gestickter Leinendecke, deren Muster Jahreszahl und Wappen eingefügt sind.

Auch hat man das früher gebräuchliche „wandernde Zeichen" wieder eingeführt, eine holzgeschnitzte, mit dem Wappen der Nachbarschaft geschmückte Figur mit einem Türchen und einem Fach zum Einlegen des Rundschreibens und einer „Laufliste". Die Zeichen und Wappen der Nachbarschaft wurden 1933, als ihr Neuausbau begann, von zeitgenössischen Künstlern entworfen. Jedes ward in einen Kreis gestellt, so daß es nicht nur in farbiger Ausführung, sondern auch als schlichter Druckstock verwandt werden kann.

In ihrer streng gegliederten und doch bildhaften Formgebung erinnern sie an die alten Volkskunstmuster. Man spürt bei ihrem Anblick, daß in den Siebenbürger Sachsen heute noch das Erbe ihrer Vorfahren lebendig ist.

Für die enge Verbundenheit mit den Ueberlieferungen ihrer Heimat zeugt auch der Sprechchor, mit dem die Jugend bei der Jahresversammlung der Nachbarschaft, dem „Richttag" oder „Sittag", die Lade hereinträgt: Es heißt darin: Ausrufer: „Wo waren wir alle vor hunderten Jahren? Wo waren wir alle vor tausenden Jahren, als unsere Vordern schon hielten Gericht?" — Jugend: Wir waren dabei, ihr waret dabei, wir waren alle lange dabei. Wir leben nicht sechzig, wir leben nicht achtzig, so lang unser Volk lebt, so lang leben wir..."



Aufn. (5): Elsa Frobenius



AUSLÄNDERINNEN ERLEBEN DEN BDM.

Eine der jüngsten und eine der wichtigsten Aufgaben der Hitler-Jugend ist der Ausländerführungsdienst. Die Ausländer, die nach Deutschland kommen und sich hier ernstlich mit den Einrichtungen des Nationalsozialismus beschäftigen, werden immer wieder Wert darauf legen, gerade mit der Jugend zusammenzukommen, um einerseits deren vorbildliche Arbeit kennenzulernen, andererseits aber gerade aus dem Mund der Jungen und Mädel unbefangen eine Stellungnahme zu den verschiedensten Fragen des Nationalsozialismus zu hören, um so einen Eindruck vom neuen Deutschland zu bekommen.

Wir erleben es daher immer wieder, daß die Ausländer nicht allein nach unserer Jugendarbeit fragen, sondern in der Unterhaltung auf alle weltanschaulichen Fragen eingehen, die das nationalsozialistische Deutschland betreffen. Für uns ist gerade eine solche Unterhaltung immer äußerst interessant, weil wir aus ihr die Wesensart des fremden Volkes am besten kennenlernen.

So fragte mich z. B. eine französische Journalistin, die sehr positiv zum neuen Deutschland in allen Fragen stand, warum eigentlich in Deutschland der Künstler nicht das schaffen kann, was er persönlich möchte, und warum auch in der Presse nicht jeder schreiben dürfe, wie er wolle. Das sei Einschränkung der persönlichen Freiheit des Menschen. Wie könnten wir dann überhaupt noch von Freiheit reden!

Als ich ihr klar zu machen versuchte, was wir unter dem Begriff „Freiheit" verstehen und wieweit das Recht der Einzelpersönlichkeit bei uns geht, da stellte sie fest: „Das kann ich nicht verstehen, denn ich bin Französin und muß da anders denken."

Ein Schweizer Journalist schnitt eine ähnliche Frage an, als wir uns über die politische Erziehung der Frau unterhielten.

Er war gerade auf Intouristroute durch die Sowjetunion gereist und hatte hier die „Freiheit" der Frau in ihrer höchsten „Vollendung" erlebt. Er stellte sich unter politischer Erziehung die Vorbereitung der Frau auf ihren Einsatz in einer der Parteien oder im Parlament vor, wie er überhaupt sehr für das „Recht" der Frau im liberalistischen Sinne eintrat. Unserer Art und unserem nationalsozialistischen Mädelleben stand er völlig verständnislos und fremd gegenüber.

Wir erklärten ihm unsere Auffassung von der Erziehung der Mädel und versuchten, ihm das Wesen unserer Mädelarbeit verständlich zu machen. Er erkannte unsere Einstellung an und erzählte dann von seiner Tochter, in der die liberalistische Erziehungstradition so stark ist, daß sie ihrem Vater Vorwürfe macht, daß er inaktiv einer Partei angehört, und ihren Beruf einzig darin sieht, einmal einen Sitz im Parlament zu bekommen. Er stellte fest: „Ich werde meiner Tochter erzählen, wie ihr eure Aufgabe für euer Volk seht. Ich beneide euch!"

Immer wieder begegnen wir bei der Unterhaltung mit Ausländerinnen der Meinung, daß das deutsche Mädel entweder nicht über seinen Kochtopfhorizont hinaussehen könnte oder aber, daß der BDM. die Mädel zu einem Amazonenheer mit Gewehr und Gasmaske heranbilde, beides Meinungen, die ihnen aufgezwungen werden durch eine jüdische Presse. Wir unterrichten sie eingehend von unserem Wollen und Schaffen, aber weit mehr als alle Schilderungen sagt ihnen stets eine Führung durch die praktische Arbeit der Einheiten.

Auf Heimabenden können sie sich immer wieder durch Befragen der Mädel davon überzeugen, daß es sich tatsächlich um Greuelmärchen handelt. So war auf einem Teeabend, auf dem die Spielschar des Obergaues sang und musizierte, einer der Ausländer direkt enttäuscht, daß der BDM. doch nicht so militärisch ist, wie er in der Presse seines Landes geschildert wird.

Ein schwieriges Problem für die meisten ausländischen Jugenderzieher und -erzieherinnen ist das Erfassen der Jungen und Mädel sämtlicher Schichten des Volkes. Immer wieder werden wir gefragt: „Sind denn tatsächlich alle Jugendlichen in der Hitler-Jugend. Gibt das keine Schwierigkeiten? Wie macht ihr das bloß?"

Auf den Heimabenden stellen sie dann durch Fragen fest, woher die einzelnen Mädel kommen, was sie beruflich tun, und warum sie in die Hitler-Jugend gekommen sind und ob freiwillig.



„Wie haben Sie das nur erreicht? Bei uns sind entweder die Kinder der „Oberen Zehntausend" zusammen in einem Verein oder die Kinder der Arbeiter, und diese meist in einem kommunistischen Jugendverband."

Dann erzählen wir ihnen von der Idee und dem Werden der Hitler-Jugend, und zum Schluß stellen unsere Gäste fest: „Wir können in unserem Land das noch nicht erreichen, weil wir keine große, alle erfassende Idee haben. Aber wir werden den uns in den Schulen anvertrauten Jugendlichen von euch erzählen, ganz besonders, wie ihr euch zusammengefunden habt. Vielleicht wächst aus der Jugend heraus einmal diese Einheit!"

Dies äußern meist amerikanische Lehrer, die in der Beziehung ganz besondere Schwierigkeiten haben.

Sehr skeptisch sind die Ausländer unserer Schulungsarbeit gegenüber. Sie verbinden den Begriff Schulung mit Schule und stellen sich wissensmäßiges Erlernen und ebenso wissensmäßiges Weitergeben des Erlernten vor und begreifen anfangs nicht, daß in der Mädelschaft mit Mädeln verschiedenster Vorbildung auch ein Mädel mit Volksschulbildung genau so gut schulen kann wie vielleicht die Studentin oder die Lyzeumsschülerin.

Auch hier überzeugen wir sie durch den Besuch von Heimabenden oder Führerinnenschulungen, wo sie durch Zwischenfragen feststellen können, daß die Mädel tatsächlich schulen können, weil die Schulung aus der inneren Haltung und dem Erlebnis kommt und wissensmäßig unterbaut wird auf den Führerinnenschulen.

Diese Führerinnenschulen stellen sie sich entweder als Pensionate oder als richtige Schulen vor, und sie sind angenehm enttäuscht, wenn sie etwa nach Potsdam kommen und die Reichsführerrinnenschule kennenlernen. Gerade hier können sie so recht die Art und den Geist unserer Arbeit kennenlernen. Das erkennt man immer wieder auf diesen Führungen an.

Am stärksten spüren sie unser Wesen aus unseren Liedern. Wir haben es erlebt, wie sie völlig unter dem Eindruck eines JM.-Untergausingens standen und darum baten, diese Lieder übersetzt zu bekommen und mitnehmen zu dürfen in ihre Heimat, um sie ihren Jungen und Mädeln als Beispiel, als Ausdruck für eine Haltung hinzustellen.

Wir freuen uns immer, wenn Angehörige fremder Nationen mit einem starken Willen zur Kritik an unsere Arbeit herangehen, und wir sind stolz darauf, vor dieser Kritik bestehen zu können. Sie spüren aus unserer Arbeit, daß wir Aufbauarbeit leisten wollen, und daß wir bereit sind, uns mit den Jugendorganisationen fremder Nationen zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden, die besser dem Frieden unter den Völkern dient als Konferenzen.

Aufn.: Doris Paschke

Chinesische Frauenführerinnen lassen sich von Mitgliedern der Reichsjugendführung eingehend über die nationalsozialistische Mädelarbeit unterrichten


Aufn.: Emil Schmidt

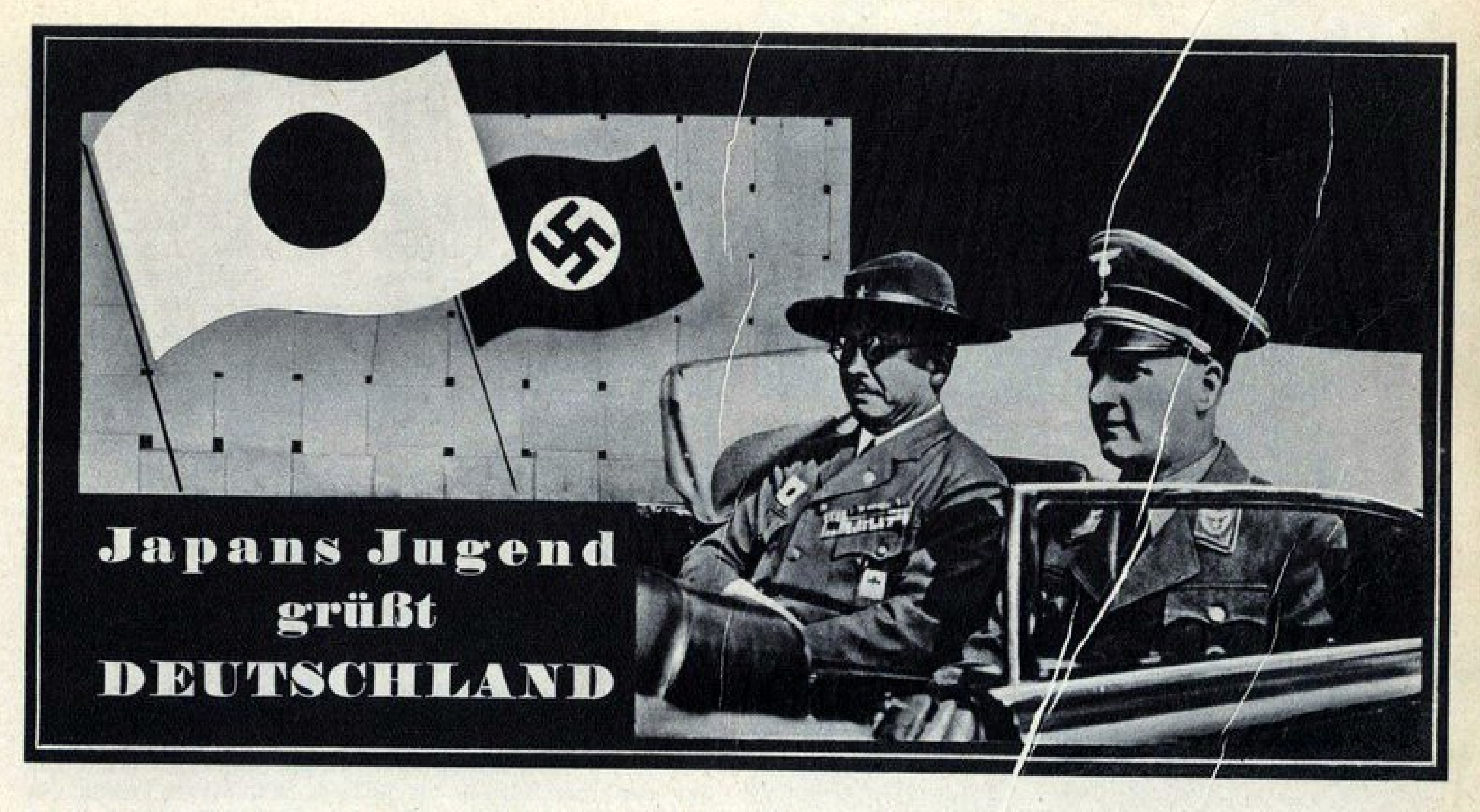
Die Reichsreferentin des BDM. Trude Bürkner im Gespräch mit Signora Lombardi (Italien), Frau de Montojo (Spanien) und einem Führer der falangistischen Partei

„Nach allem, was ich so in Deutschland gesehen und beobachtet habe, glaube ich, daß die jüngere Generation nur das eine Bestreben hat, sich mit allem Ernst und Eifer auf ein möglichst nützliches Leben vorzubereiten. Meistens brauchen sie gar nicht erst zu warten, bis sie mit der Schule fertig sind, um sich für den oder jenen Beruf zu entscheiden, denn es wird schon in den Schulen selbst alles getan, um bestimmte Fähigkeiten zu wecken und in die richtigen Bahnen zu lenken. Sehr interessant war mir auch, festzustellen, daß bei all den jungen Menschen, mit denen ich gesprochen habe, eine ausgesprochene Abneigung gegen den Krieg besteht. Viele sprachen sogar offen ihren Wunsch nach dauernden Frieden aus. Daß die Jugend natürlich um Deutschlands Schicksal besorgt ist, ist bei der Nachbarschaft — Sowjetrußland auf der einen und Frankreich mit seinen zweifelhaften Tendenzen auf der anderen Seite — selbstverständlich." So urteilt u. a. eine amerikanische Lehrerin nach einer längeren Reise durch Deutschland. —

Gerade durch unseren Führungsdienst haben wir die Möglichkeit, mit Angehörigen fremder Völker in Verbindung zu kommen und fremdes Volkstum kennen und achten zu lernen. Andererseits aber haben wir hier die große Aufgabe, alles das, was durch die jüdische Presse an unerhörten Lügen über das neue Deutschland im Ausland verbreitet wird, richtigzustellen, nicht durch lange Vorträge, sondern durch den lebendigen Eindruck, den wir den Ausländern und Ausländerinnen durch den Besuch von Heimabenden, Kundgebungen und vor allem durch die Unterhaltung mit unseren Kameraden und Kameradinnen vermitteln können.

Gerade auf diese Aufgabe sind wir ganz besonders stolz und freuen uns, wenn es uns gelungen ist, wieder ein Greuelmärchen auszumerzen und aus den Briefen der ausländischen Gäste zu spüren, daß sie Verständnis für den Nationalsozialismus trotz aller Wesensunterschiede bekommen haben.

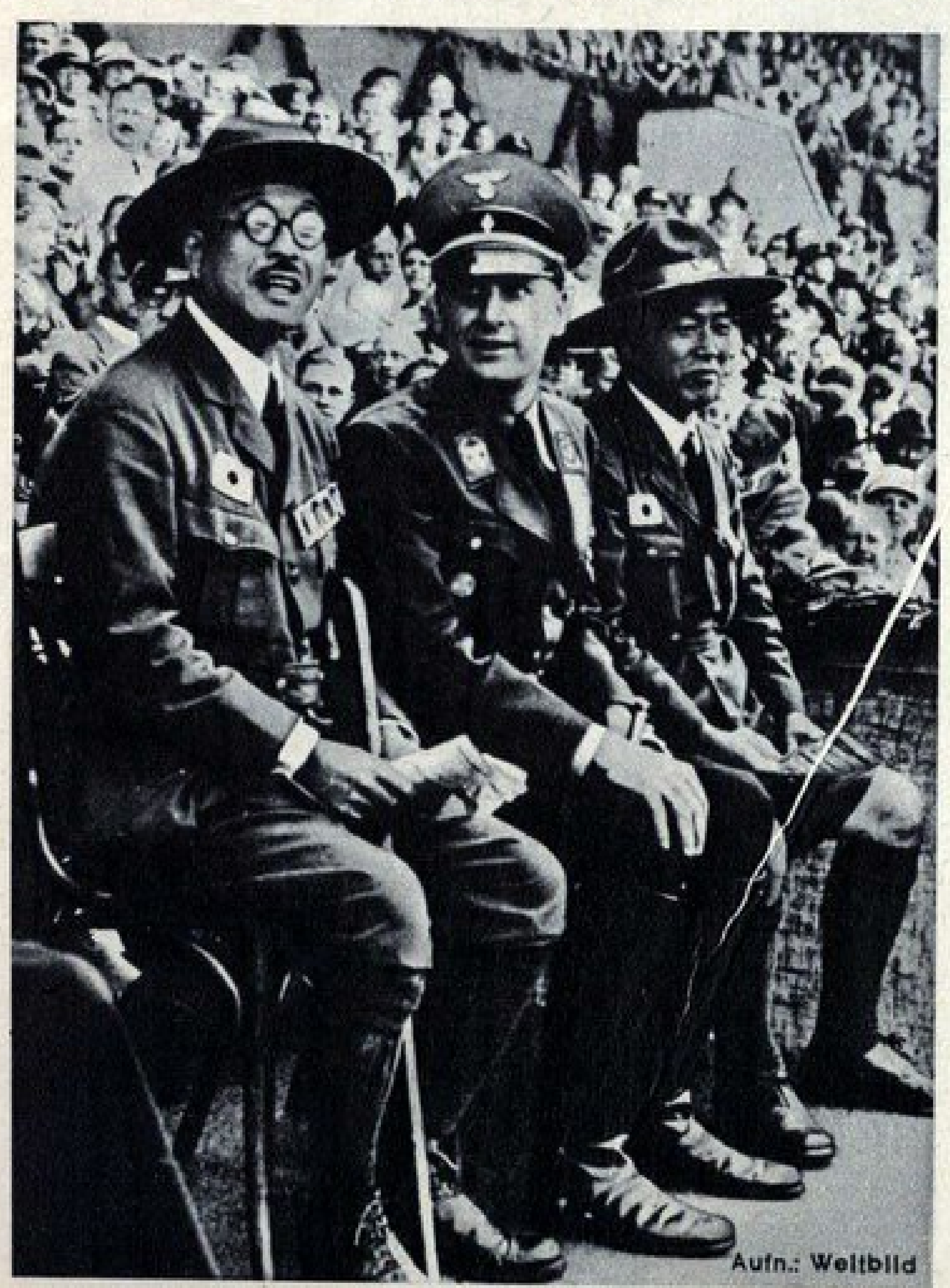
Irmgard Fischer.



Japans Jugend grüßt DEUTSCHLAND

Im Sommer 1933 marschierte die Nordsee-HJ. das erstemal in der alten Hansestadt Bremen auf. Das äußere Bild der Stadt — die überreich mit Fahnen geschmückten Straßen, die freudige Anteilnahme der Bevölkerung — war das gleiche, aber die Jugend selbst schien in diesen vier Jahren intensivster Arbeit an sich eine andere geworden.

Wohl waren auch schon damals die unübersehbaren Reihen der Jungen und Mädel straff und diszipliniert, wohl waren sie



Der japanische Jugendführer Graf Fhutara mit Baldur von Schirach als Zuschauer bei den Kampfspielen der Hitler-Jugend in Bremen

Aufn.: Weltbild

erfüllt von Begeisterung und Hingabe, — aber was jetzt anläßlich des zweiten Gebietstreffens der Nordsee-HJ. vor dem Jugendführer des Deutschen Reiches und vor dem Grafen Fhutara, dem Jugendführer Japans, aufmarschierte, das zeigte die klaren, frischen und frohen Züge nationalsozialistischer Jugend, wie wir sie heute in allen Teilen Deutschlands antreffen.

Da war nichts mehr zu spüren von Sorge, Entbehrung und Arbeitslosigkeit, die noch als Nachwirkung der Systemherrschaft die Gesichter eines großen Teiles deutscher Jugend im Jahre 1933 bestimmten. Lebensfreude und Wille zum Einsatz im großen deutschen Aufbauwerk, das sprach aus den langen, unübersehbaren Reihen, die unablässig die Straßen der alten Hansestadt durchzogen, das sprach aus jener Morgenfeierstunde, in der Baldur von Schirach der Nordsee-HJ. die neuen Fahnen und Wimpel als Symbol des Kampfes deutscher Jugend übergab, das sprach aus der eindrucksvollen Kundgebung der 30 000 Mädel, in der der Reichsjugendführer noch einmal klar und eindeutig der gesamten nationalsozialistischen Mädelorganisation die Verpflichtung ihres Schaffens aufzeigte, und das sprach aus der Haltung der 90 000 Hitlerjungen und Pimpfe, die Stunde um Stunde in mustergültiger Ordnung an dem Jugendführer des Deutschen Reiches und an seinen japanischen Gästen vorbeimarschierten.

Nicht nur die Fahnen des neuen Deutschen Reiches, nicht nur die Wimpel und Fahnen der Jugend wehten über diesen Stunden, sondern auch die Farben Japans grüßten inmitten der japanischen Jugendführerabordnung auf allen Veranstaltungen und Kundgebungen die deutsche Jugend. So war dieser Aufmarsch der Nordseejugend nicht nur ein Dank an die Alte Garde der Partei, die immer und allezeit Vorbild der Jugend des Führers sein wird, wie Lühr Hogrefe, der Führer des Gebietes Nordsee, ausführte, sondern gab darüber hinaus eindeutig Kunde von dem Willen zur Verständigung und zu einer engen Zusammenarbeit zwischen der Jugend zweier Nationen, die gleichen Idealen nachstreben.

Aus diesem Wissen heraus fanden die Worte, die der Jugendführer Japans, Graf Fhutara, an die 120 000 Jungen und Mädel in deutscher Sprache richtete, begeisterten Widerhall. Er sagte, immer wieder und wieder von dem Jubel der 120 000 unterbrochen: „Reichsjugendführer, Hitler-Jugend, meine jungen Freunde! Es ist mir eine große Freude, mit euch in eurem Vaterland zusammenzukommen, um euch die herzlichsten Grüße der japanischen Jugend zu überbringen. Wir Japaner haben seit Jahren den Geist bewundert, der die deutsche Jugend ergriffen hat, und wir wissen, daß nur



Der japanische Jugendführer Graf Fhutara schreitet die Front ab

Aufn. (3): Gebiet Nordsee der HJ.



Sportliche Übungen des BDM. vor den japanischen Gästen



30000 Mädel lauschen den Worten des Reichsjugendführers



Die Weihe der Fahnen und Wimpel der Nordsee-Hitler-Jugend

ein solcher Geist, wie er die Hitler-Jugend kennzeichnet, zur Erhaltung des Weltfriedens und zur Förderung des gegenseitigen Verstehens beitragen kann, nämlich der Geist der Ritterlichkeit, von dem ihr alle durchdrungen seid.

Schon vor sieben Jahren war ich in eurem Vaterland. Drei Jahre später wiederholte ich meinen Besuch, und wenn ich heute zum dritten Male vor euch stehe, dann freue ich mich, feststellen zu können, wie sehr die Ideale, denen auch wir nachstreben, Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden sind. Unser Besuch wird zu einer Verwirklichung der Ziele beitragen, die wir uns gesteckt haben.

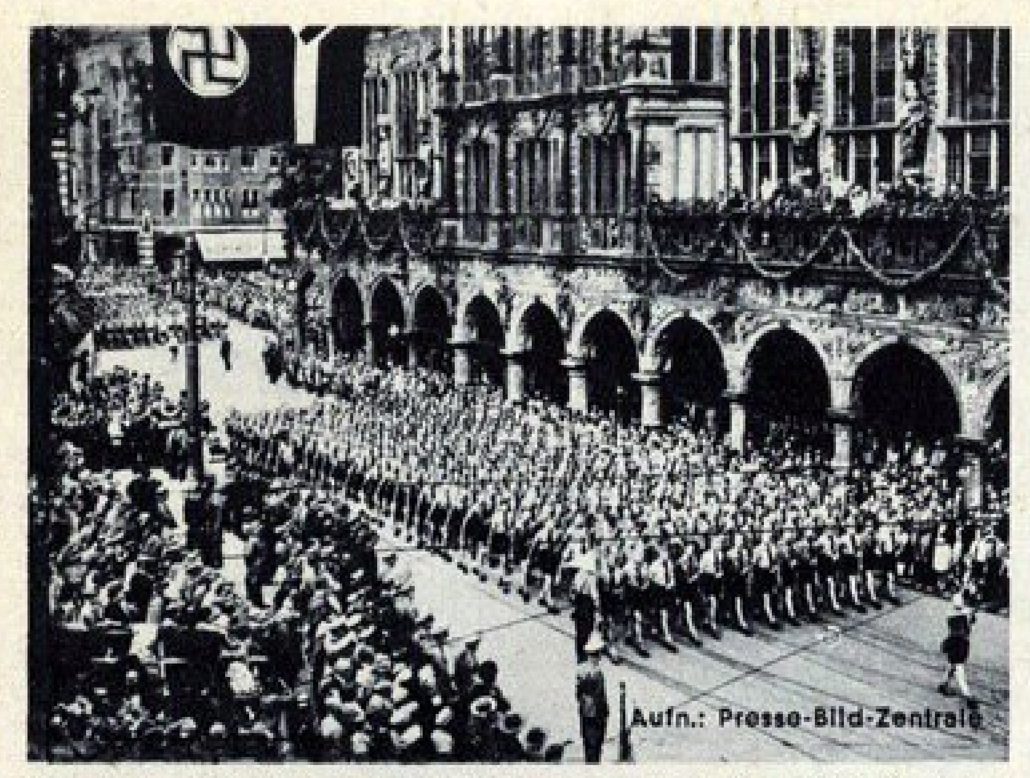
Die deutsche Jugend, die japanische Jugend, die Jugend der ganzen Welt soll die Ueberzeugung gewinnen, daß sie allein verantwortlich ist für die Zustände einer kommenden besseren Welt. Dem Reichsjugendführer möchte ich auch an dieser Stelle den Dank für den überaus herzlichen Empfang aussprechen, der uns in Deutschland zuteil wurde, und ich gedenke zum Schluß eures Führers Adolf Hitler, dessen Geist euch allen den rechten Weg gewiesen hat."

In dankbaren Worten unterstrich der Reichsjugendführer die Tatsache, daß sich das Bild der deutschen Jugend, ja des ganzen deutschen Volkes in diesen vier Jahren nationalsozialistischer Arbeit so wesentlich geändert hat. Er wies noch einmal eindringlich auf den Kampf der Alten Garde des Führers hin, stellte ihre Haltung und ihre Treue der ganzen deutschen Jugend als Verpflichtung hin und fuhr dann fort: „Jeder von uns, der einen Auftrag des Führers auszuführen begann und diesen Auftrag durch alle Irrungen hindurch zu verwirklichen versuchte, hat Erfahrungen gemacht mit Menschen, die zu ihm kamen mit Versprechungen und mit äußerem propagandistischem Schein. Und jeder von uns hat dann in der Arbeit lernen müssen, daß nichts anderes besteht in der Auseinandersetzung um die Verwirklichung eines Ideals, als allein die Treue, und daß nichts Wert hat in der Gemeinschaft alter und jüngster Kämpfer, als die Treue des einzelnen gegenüber sich selbst und gegenüber seinem Ideal, wie auch die Treue des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft.

Täuschen wir uns nicht über unsere Kräfte und Fähigkeiten! Ihr steht hier in einer Zahl angetreten, die vielleicht manchem von euch schon als eine Offenbarung der Kraft erscheint, als eine Offenbarung der Macht und der Unüberwindlichkeit der nationalsozialistischen Bewegung. Diese Bewegung ist niemals danach gemessen worden, wie viele in ihr versammelt waren, sondern stets danach, welche Treue die in ihr stehenden Männer besaßen. Nicht die Zahl der Mitglieder ist es, die unsere Arbeit in der Zukunft weiterführen wird, sondern die Zahl derer, die in unserer Gemeinschaft entschlossen sind, die Grundsätze und Tugenden, die wir gemeinsam erlebt haben, auch wirklich für alle Zukunft fortzuleben. Es ist dies auch der Grund dafür, daß unsere Jugend sich in zunehmendem Maße von einer Massenbewegung hinausentwickelt zu einer Gemeinschaft von Kämpfern, in der jeder einzelne nicht nur als Zahl gewertet werden will, sondern als kämpferische Persönlichkeit, als Kämpfer für ein großes gemeinsames Ziel." —

Gab so der Aufmarsch der Nordsee-HJ. mit seiner großen Sportveranstaltung, seiner eindrucksvollen Morgenfeier, seiner Fahnen- und Wimpelweihe und seiner Mädelkundgebung den japanischen Gästen einen tiefen Einblick in Wesen und Haltung der deutschen Jugend, so rundete eine eingehende Besichtigung der einzelnen Dienststellen der Reichsjugendführung unter Führung von Stabsführer Lauterbacher die in Bremen gewonnenen Eindrücke über die nationalsozialistische Jugendarbeit ab.

Wir hingegen erfuhren von den japanischen Jugendführern folgende interessanten Einzelheiten über den gegenwärtigen Stand der japanischen Jugendorganisation: Der „Dai Nippon Syônendam Renmei", der „Alljapanische Jugendverband", ist der Dachverband, dem die gesamte organisierte Jugend Japans angehört. Er wurde im April 1922 durch den Zusammenschluß zahlreicher Vereine und Gruppen ins Leben gerufen. An seiner Spitze stand anfangs der jetzt verstorbene Innen- und Außenminister Graf Shimpei Goto, heute liegt die Leitung in Händen des Grafen Yosinori Fhutara. Ihm zur Seite steht



Der Vorbeimarsch der hunderttausend vor Baldur v. Schirach

eine Reihe von Inspektoren und Kuratoren, die die aus einer Verwaltungs-, einer Erziehungs- und einer Marinejungen-Abteilung bestehende Hauptgeschäftsstelle leiten.

Die Untergliederung ist regional bestimmt. Sie teilt sich in „Provinzialvereinigungen", die wiederum in Ortsvereinigungen unterteilt werden. Diese bestehen aus den nach Altersstufen getrennten drei Arten von „Kenzi" (Jugendgruppen), und zwar erfassen die „Yonen-Kenzi" (Sippe) die Jüngsten, die „Kenzi" (etwa Trupp) die Jugend allgemein, während in den „Seinen-Kenzi" (etwa Aelteren-Gruppe) die erwachsene Jugend organisiert ist.

Ihren ersten Aufschwung erfuhr die japanische Jugendbewegung 1921 nach einem Europa-Besuch des damaligen Kronprinzen und jetzigen Kaisers. Gewisse Formen europäischen Jugendlebens wurden danach von den japanischen Jugendbünden übernommen und die ersten Schritte zu einer Einigung der gesamten Jugend eingeleitet. Seither erfreut sich die japanische Jugend der besonderen Gunst des Kaiserhauses. Besuche von Lagern und anderen Jugendveranstaltungen durch Mitglieder des Herrscherhauses bilden seitdem keine Seltenheit mehr.

Eine besondere Ehre wurde der Jugend 1928 durch eine Audienz beim Kaiser zuteil, an der 4200 Jungen aus dem gesamten Reichsgebiet teilnahmen. 1930 benutzte der Kaiser zu einer Reise ein Schulschiff der Marine-Jugend, einen 273-Tonnen-Segler. Eine weitere Förderung erfuhr der Verband 1933 durch kaiserliche Spenden zum weiteren Ausbau der Organisation und 1935 durch die Stiftung einer Fahne für den Verband.

Das Ideal der japanischen Jugend ist der Geist der japanischen Ritterschaft, der Samurai. In diesem Geist wird die gesamte Jugend durch heute besonders geschulte Führer erzogen. Von 1925 bis 1937 wurden 88 Schulungskurse veranstaltet, die insgesamt 3155 Teilnehmer aus ganz Japan vereinigten. Daneben laufen alljährlich mehr als 20 Sonderkurse.

Der körperlichen Ertüchtigung, der Gesundheitsförderung und der Erziehung zum Gemeinschaftsgeist, gleichzeitig aber auch der Erlernung des Gehorsams dienen die laufend veranstalteten Jugendlager. Die Marine-Jugend pflegt jährlich auf eigenen Schiffen große Ozeanfahrten zu unternehmen. 1934 z. B. führte die Fahrt über 13 000 Seemeilen nach den Philippinen, Hinterindien, den Malayenstaaten, Holländisch-Indien und Mikronesien.

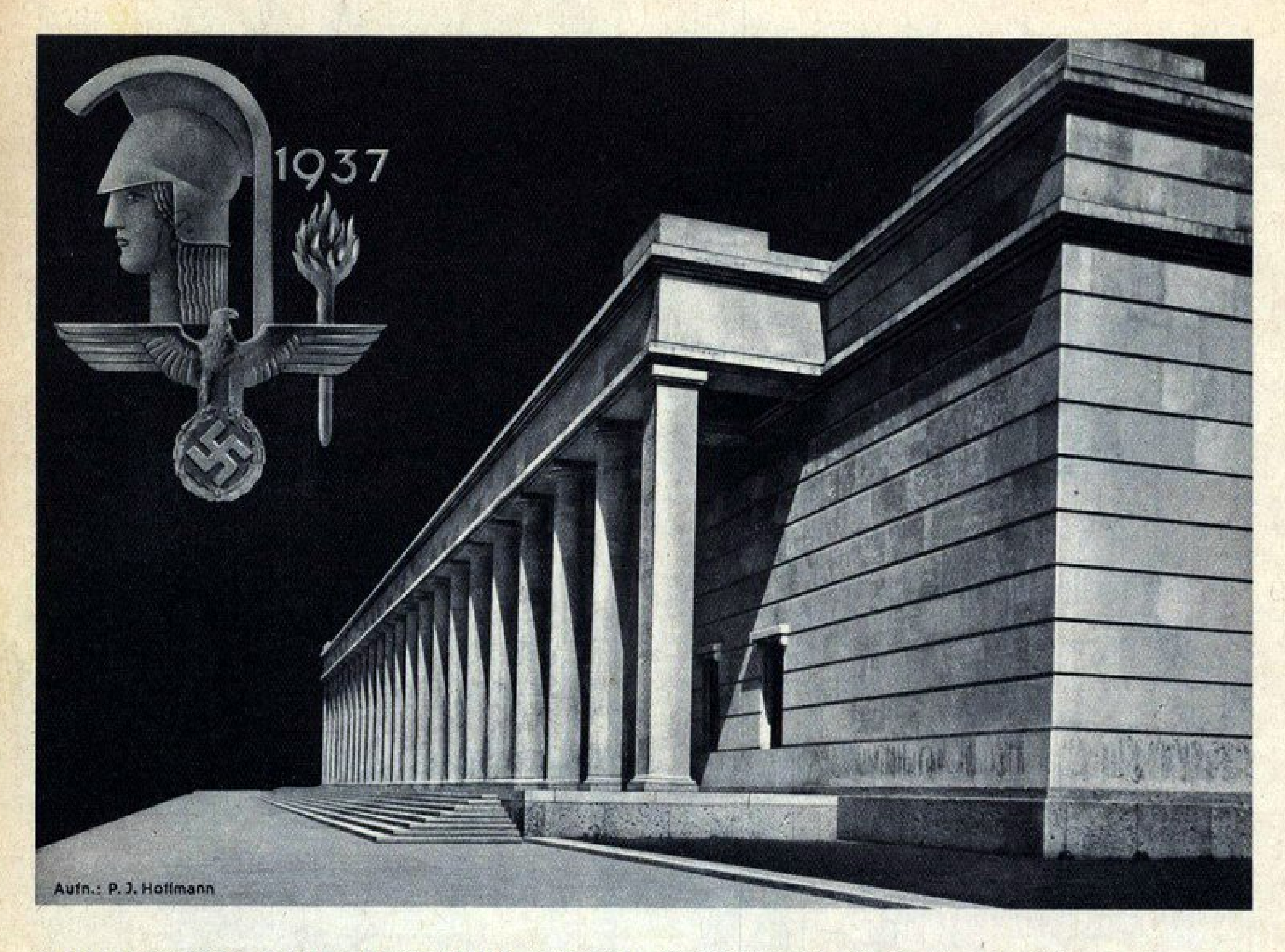
Der Verbreitung der jugendlichen Bestrebungen dienen örtliche Werbeveranstaltungen mit Filmvorführungen, Vorträgen, Ausstellungen und Musikveranstaltungen. Die Literatur der japanischen Jugendbewegung umfaßt fünf Lehrbücher, zwanzig Nachschlagewerke und eine große Anzahl Broschüren; daneben erscheinen eine Monatsschrift und mehrere regional bestimmte Blätter.

Die Bewegung nimmt ständig an Umfang zu, jährlich erfolgen etwa 100 Neugründungen von Gruppen. Die heutige Gesamtzahl der Gruppen beträgt 1455, darunter 39 Marine-Jugend-Gruppen, die alle zusammen 53 Provinzialvereinigungen unterstehen. Heute gibt es in Japan kein Dorf mehr, das nicht wenigstens eine Jugendgruppe beherbergt. Ebenso bestehen zahlreiche Gruppen im Rahmen der japanischen Kolonien im Ausland. — —

„Die Anwesenheit unserer japanischen Kameraden ist" — wie Baldur von Schirach u. a. in Bremen ausführte — „eine große Verheißung für eine glückliche Entwicklung der Beziehungen der Völker untereinander. Menschen, die sich verstehen gelernt haben, werden nicht in Feindschaft gegeneinander stehen, sondern sie werden, weil sie das Gesetz dieses Wesens erkannt und begriffen haben, auch vor dieser Eigengesetzlichkeit Respekt haben und werden diese eigenen Gesetze anerkennen und sie auch zur Grundlage jeder politischen Beziehung machen."



Der Führer der japanischen Jugend besuchte in Berlin das Dienstgebäude der Reichsjugendführung und wurde vom Stabsführer Lauterbacher durch alle Räume geführt.



Aufn.: P. J. Hoffmann

DEUTSCHE KUNST

Viele hunderttausende Besucher aus dem Reich und aus dem Auslande hat München in diesen Tagen aufzuweisen; denn die beiden großen und umfassenden Gegenüberstellungen „Entartete Kunst“ und „Deutsche Kunst“ interessieren nicht nur das deutsche Volk, sondern vor allem auch die Oeffentlichkeit des Auslandes.

Nahezu eine Million Besucher des In- und Auslandes überzeugten sich mit eigenen Augen, was Unsinn und Krankhaftigkeit einer „Kunst“ von einst und was Wesen und Art der deutschen Kunst ausmachen. Stärker als alle Tendenzmeldungen gewisser Auslandsblätter, die die zur Schau gestellten Produkte jüdischer Zersetzung verteidigen zu müssen glauben, sprechen die Gesichter der Ausstellungsbesucher davon, wie wenig diese „Kunst“epoche einer vergangenen Zeit in unserem Volke verankert war. Abscheu und Entsetzen stehen auf den Gesichtern von jung und alt geschrieben, wenn sie sich diese krankhaften Erzeugnisse einer entarteten Kunst betrachten.

Als noch unglaublicher aber empfindet fast ein jeder die Tatsache, daß diese Wahnsinnsprodukte zu oftmals ungeheuren Preisen aus öffentlichen Geldern angekauft wurden. Während in der vergangenen Zeit vor der Machtübernahme der deutsche Arbeiter mit seiner armseligen Arbeitslosenunterstützung seinen Lebensunterhalt bestreiten mußte, wurden von marxistisch-jüdischer Seite unerhörte Steuergelder für eine sogenannte Kunst verwendet, die nichts anderes tat, als das Volk zu verhöhnen und es seiner Würde und Ehre gegenüber den anderen Nationen zu berauben.

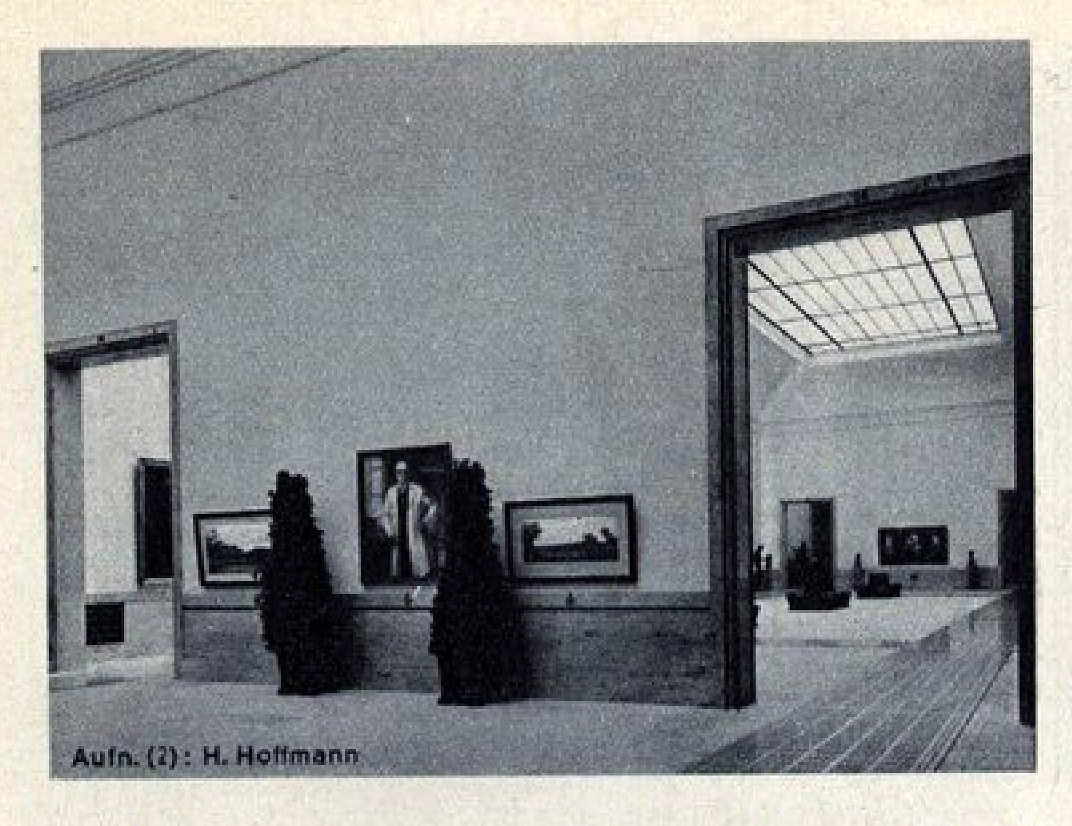
„Den Unsinn bevorzuge ich, aber das ist eine rein persönliche Angelegenheit. Mir tut der Unsinn leid, daß er bislang so selten künstlerisch geformt wurde, deshalb liebe ich den Unsinn“, so „bekannte“ einer dieser „Künstler“ der Vergangenheit. Ein anderer aber verstieg sich gar dazu, über eines dieser aus altem Draht, Eisenblech und Zeitungsausschnitten gearbeiteten Wahnsinnsgemälde die folgende „Kunst“betrachtung zu schreiben: „Die Arbeiterbilder Kurt Schwitters ergeben völlig neue Farbklänge, erreicht durch die Gegenstände selbst. Es sind samtene Klänge in diesem Mülleimermaterial, die man bisher nicht vernahm.“

Alles, was einem anständigen Deutschen heilig ist, wurde in langen Jahren bewußt in den Schmutz getreten. Niedrigkeit und Gemeinheit waren die Begriffe, die das „Kunst“schaffen jener Zeit bestimmten. Demgemäß war auch die Einstellung dieser Leute, wenn sie sich wie folgt äußerten:

„Es kann gar nicht genug Kultur vernichtet werden wegen der Kultur. Es können gar nicht genug Kunstwerke vernichtet werden wegen der Kunst. Fort mit der Achtung vor dieser ganzen bürgerlichen Kultur. Schmeißt die alten Götzenbilder um im Namen der kommenden proletarischen Kultur. Steckt doch die Bibliotheken in Brand. Leitet die Kanäle ab, die Museen zu überschwemmen. Laßt sie dahintreiben, die glorreichen Bilder.“ — —

Das ist die eine Welt, die sich in München dartut. Klar und schlicht steht die Schau der deutschen Kunst dagegen. Ein Gang durch die weiten, hellen Räume des Hauses der Deutschen Kunst läßt die ganze Tiefe des deutschen Wesens erkennen, zeigt die unüberbrückbare Kluft auf, die zwischen unserem Volk und jener entarteten Kunst liegt. Zerstörung, Entartung, bewußte Zersetzung dort drüben — hier aus diesen Werken der deutschen Kunst aber spricht ein frischer, gesunder und lebensbejahender, aufbauender Geist.

Dieses Gepräge trägt der gesamte Bau, dessen Grundstein der Führer am 15. Oktober 1933 legte. Das Deutsche Reich beging mit diesem Akt zugleich symbolisch den ersten Tag der Deutschen Kunst. Knapp vier Jahre später erfuhr das Haus, dessen Bau in Form freiwilliger Spenden eines kleinen Kreises ermöglicht wurde, mit der ersten großen gesamtdeutschen Kunstausstellung seine Einweihung. Dieser Tag brachte nicht nur die Vollendung des größten und schönsten Ausstellungsgebäudes der Kunst, das es



auf der Welt zur Zeit gibt, sondern war zugleich ein verheißungsvoller und schöner Auftakt zum deutschen Kunstschaffen überhaupt.

„Bis zum Machtantritt des Nationalsozialismus", so bekannte der Führer in seiner großen Rede anläßlich der Einweihung, „hat es in Deutschland eine sogenannte „moderne" Kunst gegeben, d. h. also, wie es schon im Wesen dieses Wortes liegt, fast jedes Jahr eine andere. Das nationalsozialistische Deutschland aber will wieder eine „deutsche Kunst", und diese soll und wird wie alle schöpferischen Werte eines Volkes eine ewige sein. Entbehrt sie aber eines solchen Ewigkeitswertes für unser Volk, dann ist sie auch heute ohne höheren Wert.

Als daher der Grundstein für dieses Haus gelegt wurde, sollte damit der Bau eines Tempels beginnen, nicht für eine sogenannte moderne — sondern für eine wahre und ewige deutsche Kunst, d. h. noch besser: ein Haus für die Kunst des deutschen Volkes und nicht für irgendeine internationale Kunst der Jahre 1937, 40, 50 oder 60. Denn in der Zeit liegt keine Kunst begründet, sondern nur in den Völkern. Es hat daher auch der Künstler nicht so sehr einer Zeit ein Denkmal zu setzen, sondern seinem Volke. Denn die Zeit ist etwas Wandelbares, die Jahre kommen und sie vergehen. Was nur aus einer bestimmten Zeit heraus allein leben würde, müßte mit ihr vergänglich sein.

Dieser Vergänglichkeit aber würde nicht nur das verfallen, was vor uns entstanden ist, sondern auch das, was heute entsteht oder erst in der Zukunft seine Gestaltung erhält. Die Nationalsozialisten kennen aber nur eine Vergänglichkeit, das ist die Vergänglichkeit des Volkes selbst. Ihre Ursachen sind uns bekannt. Solange aber ein Volk besteht, ist es in der Flucht der Erscheinungen der ruhende Pol. Es ist das Seiende und Bleibende!

Und damit ist auch die Kunst, als dieses Seienden Wesensausdruck ein ewiges Denkmal, selbst seiend und bleibend, es gibt daher auch keinen Maßstab von gestern und heute, von „modern" und „unmodern", sondern es gibt nur einen Maßstab von „wertlos" oder „wertvoll", und damit von „ewig" oder „vergänglich". Und diese Ewigkeit liegt gefaßt im Leben der Völker, solange als diese Völker ewig sind, d. h. bestehen.

Ich will daher, wenn ich von deutscher Kunst rede — wofür dieses Haus gebaut wurde —, den Maßstab im deutschen Volke, in seinem Wesen und Leben, seinem Gefühl, seinen Empfindungen und in seiner Entwicklung sehen. Es liegt daher in den Maßen seines Daseins auch der Maßstab für den Wert oder Unwert unseres kulturellen Lebens und damit unseres künstlerischen Schaffens.

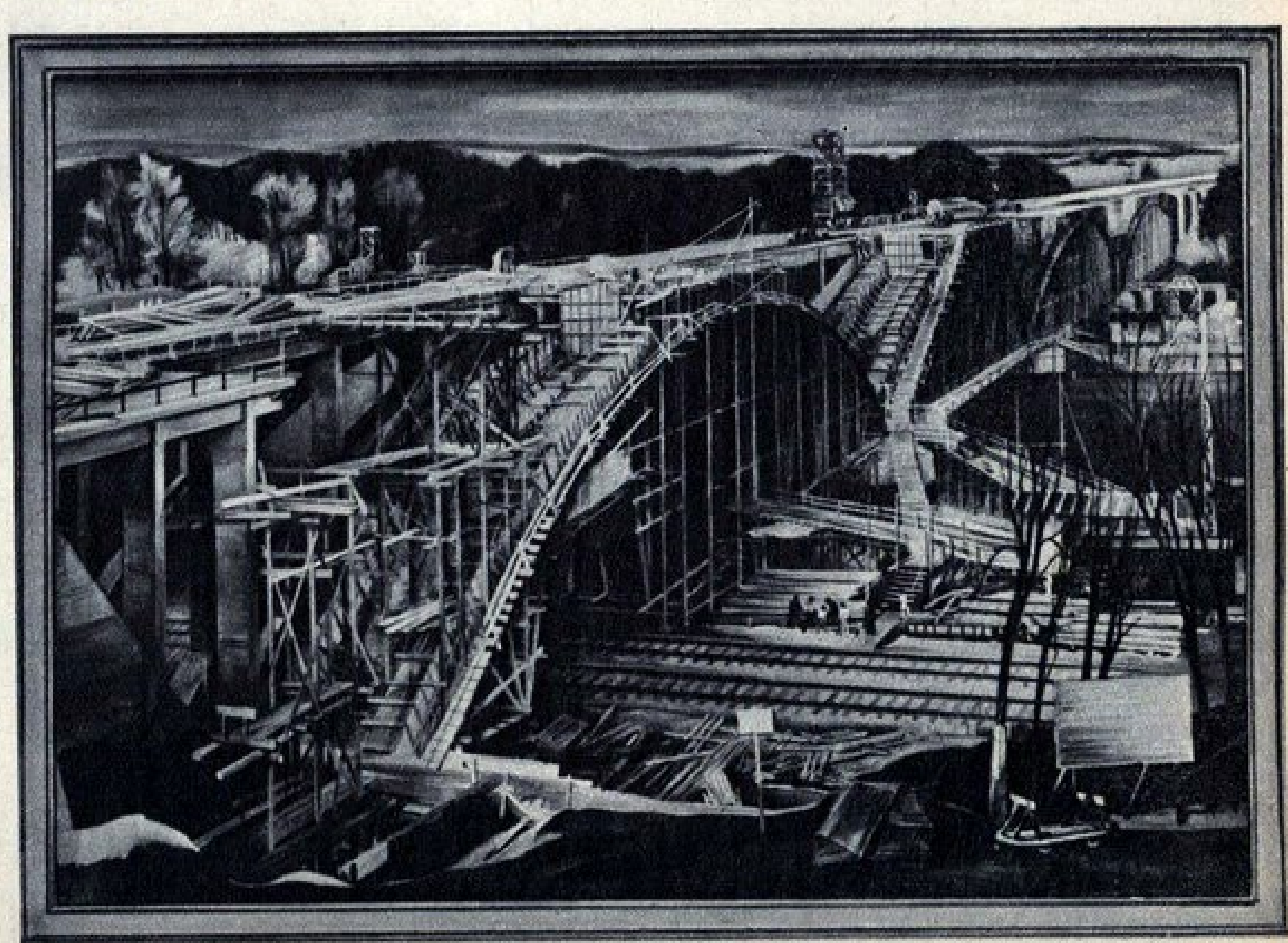
Aus der Geschichte der Entwicklung unseres Volkes wissen wir, daß es sich aus einer Anzahl mehr oder weniger unterschiedlicher Rassen zusammensetzt, die im Laufe von Jahrtausenden dank dem gestaltenden Einfluß eines bestimmten überragenden Rassenkernes jene Mischung ergaben, die wir heute in unserem Volke vor uns sehen. Diese einst volksbildende und damit auch heute noch gestaltende Kraft liegt auch hier in demselben arischen Menschentum, das wir nicht nur als den Träger unserer eigenen, sondern auch der vor uns liegenden antiken Kulturen erkennen.

Diese Art der Zusammensetzung unseres Volkstums bedingt die Vielgestaltigkeit unserer eigenen kulturellen Entwicklung ebenso wie die sich daraus ergebende natürliche Verwandtschaft mit den Völkern und Kulturen der gleichgearteten Rassenkerne in der anderen europäischen Völkerfamilie. Trotzdem aber wollen wir, wie wir im deutschen Volk das sich allmählich herausbildende Endresultat dieser geschichtlichen Entwicklung sehen, uns eine Kunst wünschen, die auch in ihr immer nur der Vereinheitlichung dieses Rassengefüges Rechnung trägt und damit einen einheitlichen Zug annimmt.

Es ist oft die Frage gestellt worden, was denn nun „deutsch sein" eigentlich heiße. Unter allen Definitionen, die in Jahrhunderten und von vielen Männern darüber aufgestellt worden sind, scheint mir jene wohl am würdigsten zu sein, die es überhaupt nicht versucht, in erster Linie eine Erklärung abzugeben, als vielmehr ein Gesetz aufzustellen.

Das schönste Gesetz aber, das ich mir für mein Volk auf dieser Welt als Aufgabe seines Lebens vorzustellen vermag, hat schon ein großer Deutscher einst ausgesprochen: Deutsch sein heißt klar sein! Das aber würde besagen, daß deutsch sein damit logisch und vor allem aber auch wahr sein heißt.

Ein herrliches Gesetz, das allerdings auch jeden einzelnen verpflichtet, ihm zu dienen und es damit zu erfüllen. Aus diesem Gesetz heraus finden wir denn auch einen allgemein gültigen



Oben: Blick in einen der Säle des Hauses der Deutschen Kunst. Nebenstehend: Donaubrücke bei Leipheim von Carl Theodor Protzen, München



Maßstab für das richtige, weil dem Lebensgesetz unseres Volkes *entsprechende Wesen unserer Kunst!* —

Die heutige neue Zeit arbeitet an einem neuen Menschentyp. Ungeheure Anstrengungen werden auf unzähligen Gebieten des Lebens vollbracht, um das Volk zu heben, um unsere Männer, Knaben oder Jünglinge, die Mädchen und Frauen gesunder und damit kraftvoller und schöner zu gestalten. Und aus dieser Kraft und aus dieser Schönheit strömt ein neues Lebensgefühl, eine neue Lebensfreude!

Niemals war die Menschheit im Aussehen und in ihrer Empfindung der Antike näher als heute. Sport-, Wett- und Kampfspiele stählen Millionen jugendlicher Körper und zeigen sie uns nun steigend in einer Form und Verfassung, wie sie viele tausend Jahre nicht gesehen, ja kaum geahnt worden sind. *Ein leuchtend schöner Menschentyp wächst heran,* der nach höchster Arbeitsleistung dem schönen alten Spruch huldigt: Saure Wochen, aber frohe Feste!

Diesen Menschentyp, den wir erst im vergangenen Jahre in den Olympischen Spielen in seiner strahlenden, stolzen, körperlichen Kraft und Gesundheit vor der ganzen Welt in Erscheinung treten sahen, dieser Menschentyp, meine Herren prähistorischen Kunststotterer, ist der Typ der neuen Zeit, und was fabrizieren Sie? Mißgestaltete Krüppel und Kretins, Frauen, die nur abscheuerregend wirken können, Männer, die Tieren näher sind als Menschen, Kinder, die, wenn sie so leben würden, geradezu als Fluch Gottes empfunden werden müßten! Und das wagen diese grausamsten Dilettanten unserer heutigen Mitwelt als die Kunst unserer Zeit vorzustellen, d. h. als den Ausdruck dessen, was die heutige Zeit gestaltet und ihr den Stempel aufträgt.

Man sage mir ja nicht, daß diese Künstler das ebenso sehen. Ich habe hier unter den eingeschickten Bildern manche Arbeiten beobachtet, bei denen tatsächlich angenommen werden muß, daß gewissen Menschen das Auge die Dinge anders zeigt, als sie sind, d. h. daß es wirklich Männer gibt, die die heutigen Gestalten unseres Volkes nur als verkommene Kretins sehen, die *Wiesen blau, Himmel grün, Wolken schwefelgelb* usw. empfinden oder, wie sie sagen: erleben.

Oben: „Bäuerlicher Brotsegen" von Constantin Gerhardinger, Törwang. Unten: „Bauerngruppe" von Adolf Wissel, Velber b. Hann.



werde. Nein, dem Fleiß der Erbauer dieses Hauses und dem Fleiß seiner Mitarbeiter hat auch der Fleiß jener zu entsprechen, die in diesem Hause repräsentieren wollen. Das interessiert mich dabei auch gar nicht im geringsten, ob sich diese Auchkünstler die von ihnen gelegten Eier dann gegenseitig begackern und damit begutachten oder nicht!

Denn der Künstler schafft nicht nur für den Künstler, sondern er schafft genau so wie alle anderen für das Volk! Und wir werden dafür Sorge tragen, daß gerade das Volk von jetzt aber wieder zum Richter über seine Kunst aufgerufen wird. Denn man sage nur ja nicht, daß etwa das Volk für eine wirkliche wertvolle Bereicherung seines kulturellen Lebens kein Verständnis besitze."

Links: „Führerbüste" in Bronze von Richard Klein, München. Unten: „Unsere Jugend" (Kunststein) von Franz Bernhard, Karlsruhe



Aufn. (4): P. J. Hoffmann

Ich will mich nicht in einen Streit darüber einlassen, ob diese Betreffenden das nun wirklich so sehen und empfinden oder nicht, sondern ich möchte im Namen des deutschen Volkes es nur verbieten, daß so bedauerliche Unglückliche, die ersichtlich an Sehstörungen leiden, die Ergebnisse ihrer Fehlbetrachtungen der Mitwelt mit Gewalt als Wirklichkeiten aufzuschwätzen versuchen oder ihr gar als „Kunst" vorsetzen wollen.

Nein, hier gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder diese sogenannten „Künstler" sehen die Dinge wirklich so und glauben daher an das, was sie darstellen, dann wäre nur zu untersuchen, ob ihre Augenfehler entweder auf mechanische Weise oder durch Vererbung zustande gekommen sind. In einem Falle tief bedauerlich für diese Unglücklichen, im zweiten wichtig für das Reichsinnenministerium, das sich dann mit der Frage zu beschäftigen hätte, wenigstens eine weitere Vererbung derartig grauenhafter Sehstörungen zu unterbinden. Oder aber sie glauben selbst nicht an die Wirklichkeit solcher Eingriffe, sondern sie bemühen sich aus anderen Gründen, die Nation mit diesem Humbug zu belästigen, dann fällt so ein Vorgehen in das Gebiet der Strafrechtspflege.

Dieses Haus ist jedenfalls für die Arbeiten einer solchen Sorte von Nichtskönnern oder Kunstmißhandlern weder geplant noch gebaut worden.

Hier wurde vor allem aber auch nicht 4½ Jahre lang gearbeitet, hier wurden nicht von tausenden Arbeitern Höchstleistungen gefordert, um dann Erzeugnisse von Menschen auszustellen, die zu allem Uebermaß auch noch faul genug waren, in 5 Stunden eine Leinwand zu beklecksen in der überzeugten Hoffnung, daß die Kühnheit der Anpreisung als genialische Blitzgeburt eines solchen Genies hier schon den notwendigen Eindruck nicht verfehlen und die Voraussetzung für eine Aufnahme schaffen



Aufn.: Presse-Bild-Zentrale

Besonders der deutschen Frau und Mutter im Ausland möchte ich sagen, daß wir in der Heimat genau wissen, wie wertvoll ihre Arbeit an ihren deutschen Volksgenossen und an ihren Kindern für die große Gemeinschaft aller Deutschen ist. Wir sind stolz auf die deutschen Frauen im Ausland, denen wir verdanken, daß durch ihre Erziehung Hunderttausende, ja Millionen deutscher Kinder dem Deutschtum erhalten bleiben.

Rudolf Heß

Bekenntnis zu Deutschland

Das waren Tage, die uns allen unvergeßlich sein werden! So ganz anders sah plötzlich unser altes Breslau aus, als Sonderzug auf Sonderzug neben den Tausenden und aber Tausenden von Reichsdeutschen immer neue auslandsdeutsche Gruppen brachten. Wir konnten uns gar nicht wieder vom Bahnhofsplatz trennen, der urplötzlich so voller Leben war, und bunt und vielgestaltig waren im Nu unsere Straßen durch all die prächtigen alten Volkstrachten.

Deutsche aus Uebersee, Deutsche aus aller Welt ... so unendlich viel konnten wir in diesen Tagen sehen und hören und verstehen lernen. Siebenbürger Sachsen kamen in ihren langen, reich geschmückten Mänteln daher. Südwestafrikaner unterhielten sich lachend mit einem Verkehrsschupo. Grenzdeutsche erzählten uns von ihrer Freude und Dankbarkeit, daß sie teilhaben durften an diesem großen Bekenntnis aller Deutschen.

Tief und nachhaltig war das Erlebnis dieser Hunderttausend, weil man immer wieder in ernsten und frohen Stunden und in den vielen Zufälligkeiten und Bekanntschaften, die der Tag mit sich brachte, die enge Verbundenheit aller Deutschen, das Volkstum in seiner Ganzheit spüren durfte.

Wir waren alle dabei, als draußen im Stadion der Führer sprach, und wie waren alle dabei, als am nächsten Tag sich der unübersehbare Festzug in Bewegung setzte. War das ein Jubel und eine Freude! Und dann durften wir Zeugen sein jenes gewaltigen Aufloderns leidenschaftlicher Liebe zur Heimat und zum deutschen Volk, in das die 50 000 auslandsdeutschen Sänger und Sängerinnen ausbrachen, als sie im Festzug marschierten und plötzlich auf dem Schloßplatz dem Führer gegenüberstanden.

Das war das einzige, was während des Breslauer Festes nicht programmäßig verlief. Denn das war nicht vorgesehen, und auch die Auslandsdeutschen, die dadurch den ganzen Festzug zum Stocken brachten, hatten nicht erwartet, daß sie so dem starken Erleben dieser Tage Ausdruck geben müßten. Das Gefühl ging mit ihnen durch, als plötzlich eine Gruppe auslandsdeutscher Sängerinnen in ihren farbenfrohen Trachten die Reihen des Festzuges durchbrachen und über alle Absperrungen hinweg zum Führer liefen, um ihm die Hand zu reichen.

Ueberraschung lag über dem weiten Schloßplatz. Alle Mühe, den Festzug wieder in Bewegung zu bringen, war vergeblich. Gegen solchen Ausbruch der Begeisterung war nicht aufzukommen. Man ließ die Ungestümen gewähren, und zunächst zog der schon etwas aufgelockerte Festzug weiter. Schon aber drängten neue Menschenmengen zum Führer, und da gab es kein Halten mehr. Von allen Seiten stürmten sie nun herbei, die deutschen Sänger aus dem Ausland.

Die ersten, die schon am Führer vorbei waren, liefen zurück, und die, die den Schloßplatz noch kaum erreicht hatten, drängten nach, bis das weite Viereck des Platzes angefüllt war von einer fast unübersehbaren Menschenmenge. Die bunten Trachten leuchteten in der strahlenden Mittagssonne und auf den Schildern, die die Gruppen mittrugen, konnte man lesen, daß sie aus aller Welt gekommen waren. Nicht nur die deutschen Volksgruppen unserer Nachbarländer waren vertreten, sondern selbst die Deutschen in den Vereinigten Staaten und in Südwestafrika hatten Abordnungen geschickt.

Unverrückbar fest standen die Menschen vor dem Führer, dem sie zujubelten als dem Vertreter des ganzen deutschen Volkes. Es war ein ununterbrochenes Winken und Hüteschwenken, das zwei volle Stunden dauerte. Und wo das Gedränge so dicht war, daß viele den Führer nicht mehr sehen konnten, da entstanden lebende Leitern. Einer nahm den anderen auf die Schultern, und der oben Sitzende hatte meist einen Photoapparat in der Hand, um ein Bild zum steten Andenken an diese Stunde mitzunehmen.

Die Begeisterung, mit der die 500 000 Zuschauer auf dem Schloßplatz den Führer empfangen hatten, wurde überstrahlt durch den unvorstellbaren Jubel der Auslandsdeutschen. Es gab keinen, der davon nicht mitgerissen wurde, und ein gewaltiges Brausen lag über der Feststadt.

Immer wieder schwollen die Heilrufe donnerartig an, dann wieder klangen sie im Takt, im Sprechchor auf und wieder das Deutschlandlied, das heilige Lied aller Deutschen . . .

Eine Breslauer Jungmädelführerin.

Litauische Fahrtenbilder

Auf unserer Fahrt durch Litauen kamen wir zu einer alten deutschen Bäuerin, die durch ihre starke und klare Art jahrzehntelang ihre Umgebung aufrecht erhalten hat. Früher hat sie einen Chor geleitet, dann ließ das Interesse der deutschen Nachbarn nach. Nun versuchte sie die deutsche Jugend zu den einzelnen Festen zu vereinen; auch das scheiterte, aber sie blieb immerhin noch der Pfeiler des Deutschtums in ihrem kleinen Ort.

Ihr Sohn hat ihr immer bei ihrer Arbeit geholfen. Als wir nun dieses Mal bei ihr sind, finden wir bestätigt, was wir von deutschen Volksgenossen gehört hatten, nämlich, daß dieser Sohn in diesem Frühjahr eine Litauerin geheiratet hat. Als wir die Bäuerin fragen, wie das möglich war, daß ihr Junge, der immer so deutsch war, plötzlich eine Litauerin heiratete, gibt sie uns zur Antwort, daß es ihr genau so unklar sei. Plötzlich sei er mit ihr mehr zusammen gewesen als mit den anderen, und dann sei der Wunsch aufgetaucht, daß er sie heiraten wolle.

Alle Gegenreden der Mutter halfen nichts. Sie wollte ihn enterben, konnte es aber nicht, da ihr Mann schon lange tot ist und kein Testament gemacht hatte. Sie tut aber eines. Sie teilt die Wirtschaft und gibt jedem ihrer Kinder ein Stück Land, damit wenigstens nicht alles in die Hände dessen kommt, der vielleicht in einiger Zeit erklärt, Litauer zu sein.

Wir wandern weiter und kommen zu einer anderen deutschen Familie. Es ist ein armer Töpfer, der Frau und neun Kinder durch Töpferarbeiten und Tagelöhnerarbeiten ernährt. Er sowie seine Frau und die ältesten Kinder schlafen im Sommer meist nur einige Stunden in der Nacht, während sie die übrige Zeit bei schlechtem Essen teils ihr Stückchen Land bearbeiten, teils bei fremden Leuten sind. Siebzehn Jahre dauerte dieser tägliche Kampf. Im letzten Jahr haben sie es aber so weit geschafft, daß sie sich ein Häuschen errichten konnten. Obgleich sie

verschuldet sind, freuen sich, daß sie wenigstens so weit sind, und wenn sie noch einige Zeit so arbeiten, werden sie auch die letzten Schulden bezahlt haben und werden in der Lage sein, an die Zukunft ihrer Kinder zu denken.

Allerdings merken wir, daß die Frau mit ihren Kindern litauisch spricht. Die älteren von ihnen können noch deutsch sprechen, die jüngeren verstehen nur noch, was die anderen reden. Wir fragen, weshalb die Eltern denn nicht deutsch reden und erhalten die Antwort, daß die Kinder ringsherum nur mit litauischen Kindern zusammenkommen, und deshalb das Deutsche verlernt haben, weil die Eltern nicht die genügende Zeit haben, mit ihnen deutsch zu reden. Wir wissen, hier müssen wir auf irgendeinem Wege eingreifen, denn wir dürfen nicht wertvolles deutsches Menschentum in fremdem Volkstum untergehen lassen.

Wir erfahren außerdem, daß in dieser Gegend einzelne Sekten großen Einfluß haben, die außer deutschen, auch anderssprachige, ja sogar manchmal jüdische Prediger haben. Dadurch erklärt sich natürlich auch die Haltung dieser Leute.

Abends übernachteten wir bei einem deutschen Bauern, der am Ende eines Dorfes wohnt und wandern am anderen Morgen weiter zu einem alten deutschen Bauern, der im Mittelpunkt der Ortschaft lebt. Hier lassen wir unsere Rucksäcke, erhalten die Namen sämtlicher Deutschstämmiger, versorgen uns mit Bleistift und Papier, mit Fibeln und anderen deutschen Büchern und verteilen uns nach allen Richtungen, um uns nach drei Stunden wieder zu treffen.

Ich gehe mit zwei zwölfjährigen Jungmädeln. Bald kommen wir zu einem Gehöft, von dem gesagt wird, daß es Deutschen gehört. Wir finden vor ihm ein kleines zehnjähriges Mädel, das wir nach den Eltern fragen. Es versteht uns nicht. Wir fragen nun in litauischer Sprache nach seinem Namen. Er stimmt mit dem überein, den wir genannt erhielten. Wir sind also richtig gegangen. Daraufhin fragen wir noch einmal, wie sie denn zu Hause sprechen und ob sie die deutsche Sprache überhaupt nicht verstände. Die Zehnjährige bestätigt unsere Vermutungen, daß sie nur noch litauisch sprechen.

Wir schreiben also weiter, schreiben uns Namen und Anschriften der einzelnen Leute auf, fragen immer, ob sie als Deutsche oder Litauer im Paß eingetragen sind und erhalten immer wieder die Antwort, daß sie als Evangelische im Paß eingetragen sind. Wir erklären ihnen, daß wir nicht nach Konfession, sondern nach Volkszugehörigkeit fragen, und da stellt es sich heraus, daß die meisten das nicht einmal wissen, und als sie dann auf unsere Veranlassung ihren Paß hervorsuchen, stellen sie zu ihrem Schrecken fest, daß sie als Litauer eingetragen sind.

Wir erzählen ihnen, daß in diesem Jahr ein neues Gesetz erlassen wird, und daß in Kürze neue Pässe geschaffen werden. In diesen Pässen wird nicht nach der Nationalität, sondern nach der Abstammung gefragt. Dann werden alle noch einmal Gelegenheit haben, sich als Deutsche zu beweisen. Wenn sie aber als solche in ihren Pässen eingetragen sind, dann können sie ihre Kinder in deutsche Schulen schicken, ja, sie können sogar deutsche Schulen gründen, wenn 30 Kinder an einem Ort sind . . .

Nun erzählen uns die Leute, wie so viele, die heute in Kowno wohnen, sich in ihrem Paß als Litauer eintragen lassen mußten, weil sie sonst aus ihren Stellen fristlos entlassen worden wären. Sie erzählen von ihrem Kampf auf dem Lande . . . Wir lassen ihnen eine Fibel, damit sie dem kleinen Jungen das Lesen und Schreiben beibringen.

Als wir zu unserem alten Bauern zurückkommen, finden wir die Mädel im Garten mit der Bäuerin sitzen, die ihnen von den deutschen Nachbarn erzählt. Bevor wir uns von ihr verabschieden, singen wir ihr einige unserer neuen deutschen Lieder und begleitet von dem Wunsch und der Hoffnung, daß wir dieses Dorf noch recht oft besuchen, wandern wir weiter.

Am anderen Morgen bietet sich unser Hauswirt an, uns ein Stück zu fahren. Wir nehmen dieses Angebot gern an, und nun geht es im langen Bretterwagen anderen deutschen Siedlungsgebieten zu. Es ist selbstverständlich, daß wir auch hier am Abend noch unsere fröhlichen und ernsten Volkslieder singen, und daß wir einige von Agnes Miegels Gedichten vorlesen . . .

Die Mädchen von Landau

Hört einmal zu, ihr Mädel! Wißt ihr, wer Konrad Krez war? Vor 100 Jahren war er ein trotziger Knabe von acht Jahren zu Landau in der Pfalz, aber mit siebzehn Jahren lag er zu Speyer in der geistlichen Schule auf dem Zimmerboden auf den Knien und sollte gebändigt werden. Er war der Sohn einer armen Witwe, deren Mann als Offizier und Aktuar in Griechenland gestorben war, und er sollte um der Sparsamkeit willen katholischer Geistlicher werden.

Aber er hatte von seinem Vater einen Zornmut geerbt, und als er zu Speyer ungeistliche Dinge verrichten sollte, für die Herren in der Pfaffengasse, im Konvikt, so erwachte der Trotz. Jetzt sollte er das Feuer im Ofen schüren und hatte sich geweigert, und darum mußte er zur Strafe des Ungehorsams auf dem Boden knien, das weiße Mundtuch unterm Arm, und mußte zusehen, wie die Herren Geistlichen das Mittagmahl einnahmen. Sein Wille sollte gebrochen werden. Erst wenn er so gedemütigt war, daß er keinen eigenen Willen mehr habe, konnte man ihn als gefügiges Werkzeug der Kirche brauchen. —

Diesen Jungen vor 90 Jahren zwangen sie nicht ab. Er riß die Serviette herunter und warf sie ihnen hin, und wurde hinausgeworfen.

Drei Jahre später, 1849, war er Student der Jurisprudenz zu Heidelberg, aber er war schon als Freischärler unter dem Major von der Tann nach Schleswig-Holstein gezogen und hatte sich nun um der Freiheit des Volkes willen in die pfälzische Revolution gestürzt; die war ausgelaufen wie das Hornberger Schießen, blutiger zwar, aber ebenso frucht- und ergebnislos. Denn das Volk war noch nicht für die Freiheit reif gewesen. Ein großes, einiges Deutschland hatte er gewollt, ohne Pfaffen- und Fürstenherrschaft, aber deren Macht war noch zu gewaltig, es war noch immer der Geist der Metternichwirtschaft im Reich.

Die Häscher sollten ihn greifen zu Landau, aber in der Nacht stieg er übers Dach ins Nachbarhaus, dort wurde er in Mädchenkleider gesteckt, verließ mit der Nachbarstochter das umstellte Haus und fuhr unerkannt in der Reisekutsche, der „Diligence“, nach Weißenburg. Er war über der Grenze, im Elsaß, denn er hätte sich niemals ins Gefängnis werfen lassen in seinem Freiheitsdrang, wie es dem jungen Grafen Fugger-Glött zu Landau geschah, der im Galeerenturm saß und nachher standrechtlich erschossen wurde.

Auch Konrad Krez, der Student, wurde zum Tode verurteilt wie Richard Wagner und viele andere, aber die Mädchen in Landau bekränzten in der Nacht den Pfahl, an dem das Urteil angeschlagen war, daß es nicht mehr zu lesen war vor Girlanden, und er war schon über alle Berge gegangen, übers Meer, nach Nordamerika.

Dort wurde er nun Advokat, Staatsanwalt am Michigansee, noch mehr: Oberst eines deutschen Freiwilligenregiments im amerikanischen Bürgerkrieg der Nord- gegen die Südstaaten, General, man setzte ihm nachher ein Denkmal zu Vicksburg in Amerika, ein verwundetes Pferd und ein Soldat, und er wurde — ein deutscher Dichter.

Er hatte geheiratet, eine Pfälzerin aus Speyer, er bekam eine große Familie, drei Söhne und drei Töchter, und er hatte ein so herrliches Lied gesungen drüben, das unsterbliche Heimwehlied der Deutschen „An mein Vaterland“, das über den Erdball lief. —
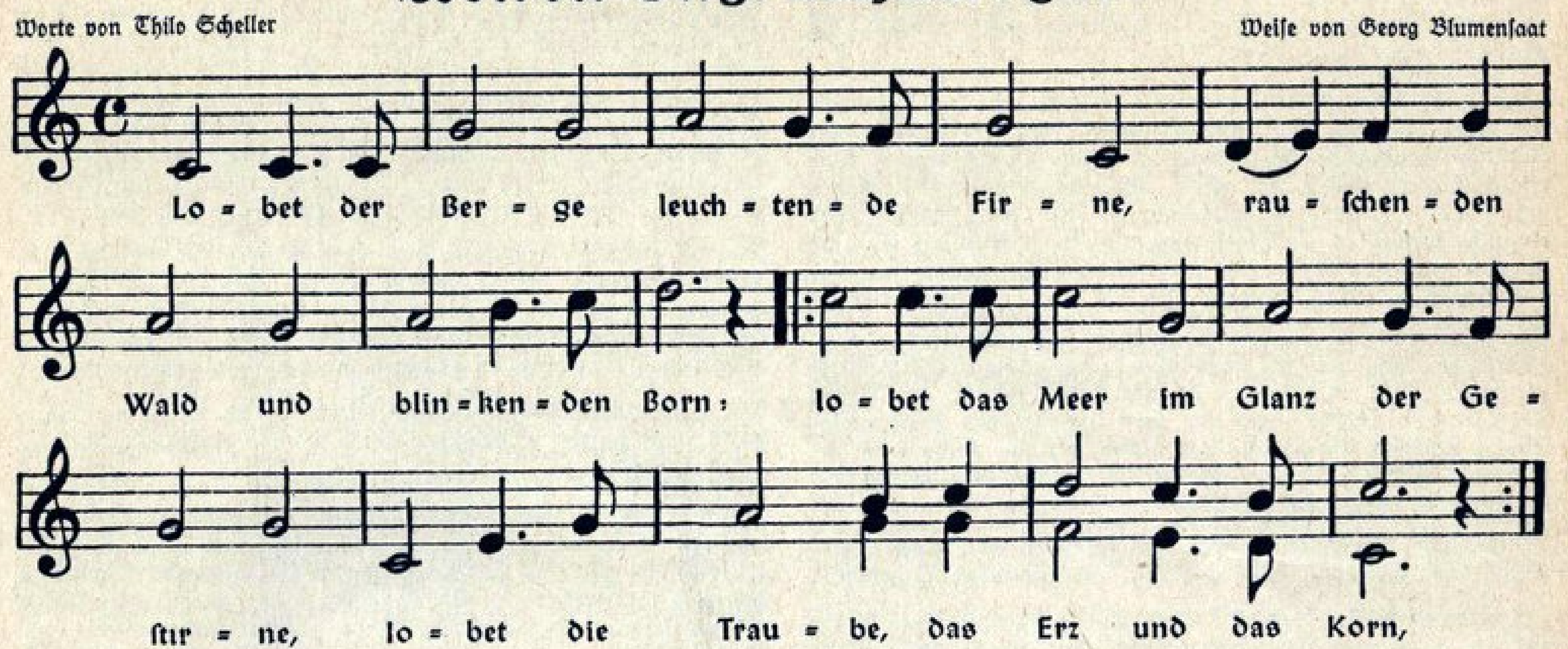
Konrad Krez starb 1897. Heute leben in Amerika an zwanzig Enkel und Urenkel von ihm, des Namens Krez, Jennings, Weidner, Mairose, — aber man hatte den Zusammenhang mit ihnen verloren, man wußte wenig von ihnen.

Warum ich euch das heute erzähle? Weil ihr daran die Kraft des Willens erkennen könnt!

Als er vor neunzig Jahren zu Speyer auf dem Boden kniete, die Serviette unter dem Arm, da wurde es Tag in ihm. Es war die Entscheidungsstunde. Hätte er sich den geistlichen Hirten unterworfen, so wäre er vielleicht ein katholischer Pfarrer in der Pfalz geworden, und niemand wüßte mehr von ihm. Das Heldische wachte in ihm auf. Das zweitemal, zu Landau: hätte er den Sprung über die Dächer nicht gewagt, er wäre erschossen worden wie die anderen.

Lobet der Berge leuchtende Firne

Worte von Thilo Scheller — Weise von Georg Blumensaat



2. Lobet der Städte schimmernde Bauten, rauchende Essen und betenden Dom, lobet der Felder fruchtbare Rauten, Bauern am Pflug und Schiffe im Strom.

3. Lobet das Land, darüber wir schreiten, hoch zu den Sternen die Stirne gewandt, lobt es in alle Ewigkeiten, Deutschland, du unserer Mütter Land.

Mit Genehmigung des Ludwig Voggenreiter Verlages, Potsdam, entnommen aus „Singend wollen wir marschieren".

Aber die Mädchen von Landau spürten, was in ihm steckte. Er baute sich sein Leben neu, er kämpfte sich heraus, er kämpfte in Nordamerika für Amerika, und er kämpfte dort für Deutschland. Er wurde Abgeordneter im amerikanischen Parlament, und er focht heißblütig für die deutsche Sprache, die deutsche Schrift, für die deutsche Kultur. Seine Nachkommen bilden, wenn auch noch unbewußt, einen deutschen Blutsbestandteil des amerikanischen Volksleibes; sie sind immer noch unsere Brüder und Schwestern, auch wenn sie es vielleicht noch gar nicht wahrhaben wollen. Bluterbe kann nicht ausgelöscht werden.

Und seine Lieder klingen über die Erde. Er wurde fruchtbar, sein Wille, sich zu erhalten und durchzusetzen, siegte, allen Gewalten zum Trotz, aber den Mädchen von Landau flocht er selber nun einen immergrünen Kranz in seinen Gedichten ... Er würde, wenn er heute lebte, das einige Deutsche Reich mit Ergriffenheit begrüßen; denn dies hatte er ersehnt und gewollt, darum hatte er gelitten und war in die Verbannung gegangen, um sein geliebtes Vaterland, das im Leben noch einmal zu sehen ihm nicht vergönnt war. „Land meiner Väter".

Ludwig Finckh, Gaienhofen.

Unter dem Kreuz des Südens

Deutsche Jugend in unseren alten Kolonialgebieten

Als wie ein Frühlingssturm die nationalsozialistische Revolution über Deutschland dahinbrauste und alles zu neuem Leben erweckte, als die deutsche Jugend hier in der Heimat mit leidenschaftlichem Wollen zur Mitarbeit für den Aufbau des Dritten Reiches sich bereitstellte, da lohte ein gleicher Wille in den deutschen Jungen und Mädeln in unseren alten Kolonialgebieten Südwest- und Ostafrika auf. In kurzer Zeit fand sich auch dort zusammen, was deutschen Blutes war, beseelt von dem Wunsche, dort draußen auf Vorposten, losgerissen von der Heimat, mitzuhelfen, um das Vaterland, an dem sie alle mit zäher Liebe hängen, groß zu machen.

Die Hitler-Jugend und der BDM. bauten sich draußen auf den verstreuten Gruppen der Pfadfinder und Maiden auf, die in den Jahren nach der Lostrennung der Kolonialgebiete vom Mutterlande in stiller Volkstumsarbeit einen Weg gesucht hatten, sich ihr Deutschtum zu erhalten, deutsche Kultur und Art zu pflegen, entgegen allen Versuchen der Mandatsregierungen, das Deutschtum zu unterdrücken.

So hatten wir bald BDM.-Gruppen in Ost- und Südwestafrika, die zu uns gehörten, und von denen uns nur willkürliche politische Dokumente trennten. Kurz nach der Gründung der HJ. in Südwest sprach ich einmal über den Kurzwellensender nach drüben und erzählte den Kameradinnen von unserer Arbeit und unserem Wollen. Nichts hatte von meinen Ausführungen solchen Eindruck hervorgerufen wie meine Bitte und mein Aufruf an die Mädel, mitzuhelfen und mitzuarbeiten. Aus ungezählten Briefen ging hervor, mit welchem Eifer und mit welcher Begeisterung die Mädel sich der Arbeit zur Verfügung stellten, weil sie spürten, daß auch sie gebraucht werden zu diesem Aufbauwerk der gesamten deutschen Jugend in der ganzen Welt.

Unter der Führung ihres Landesjugendführers begann nun auch draußen der Aufbau. Bei strenger Einhaltung der Gesetze des Mandatslandes wurde alles getan, um die deutschen Mädel, die dort täglich unter fremdem Einfluß stehen, zu aufrechten, gesunden, stolzen und verantwortungsbewußten deutschen Frauen zu erziehen, die sich der Größe und Schwere ihrer Aufgabe, auf Vorposten zu sein, bewußt sind. Die Mädel gingen daran, auf Heimabenden und Wanderungen sich über die Forderungen und das Wesen des nationalsozialistischen Deutschland klarzuwerden.

Mit welch ungeheuren Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten in den Ländern, die fast zweimal so groß sind wie Deutschland, wo Tagereisen nötig sind, um zueinander zu kommen, wo die Voraussetzungen, aus denen in Deutschland unsere Weltanschauung erwuchs, nicht vorhanden waren, wo die Natur und das Klima so grundverschieden von denen der Heimat waren, weiß nur der, der das Land und seine Menschen kennt.

Aber trotz allem setzten sie sich durch, unsere Jungen und Mädel. Sie schlossen sich eng zusammen in einer opferbereiten Kameradschaft, in glühender Liebe zum Führer und zu Deutschland. Aus dieser Zeit schildern uns einige Kameradinnen ihre Erlebnisse.

Das ist unser Heim

„... gib mir schnell mal den Pinsel!" „Leg dir doch was unter, wenn du auf den Stuhl steigst!" so schwirrt es durcheinander. Ist das ein Leben und Treiben. Dort in der Ecke werden die Vorhänge für die großen Fenster genäht, hier zimmern ein paar besonders Begabte den Tisch zusammen, andere streichen, putzen, laufen hin und her.

Der Raum ist nicht wiederzuerkennen. Ich denke noch an die kahlen, leeren Wände, die großen Fenster, die stumpf und öde vor sich hinstarrten. Als man uns nach langem Laufen und

Schreiben und Reden den Raum zur Verfügung stellte und ich das erstemal mit meinen Mädeln dort war, da guckten sie ganz enttäuscht auf das leere Zimmer und fragten nur: „Ist das nun unser neues Heim?"

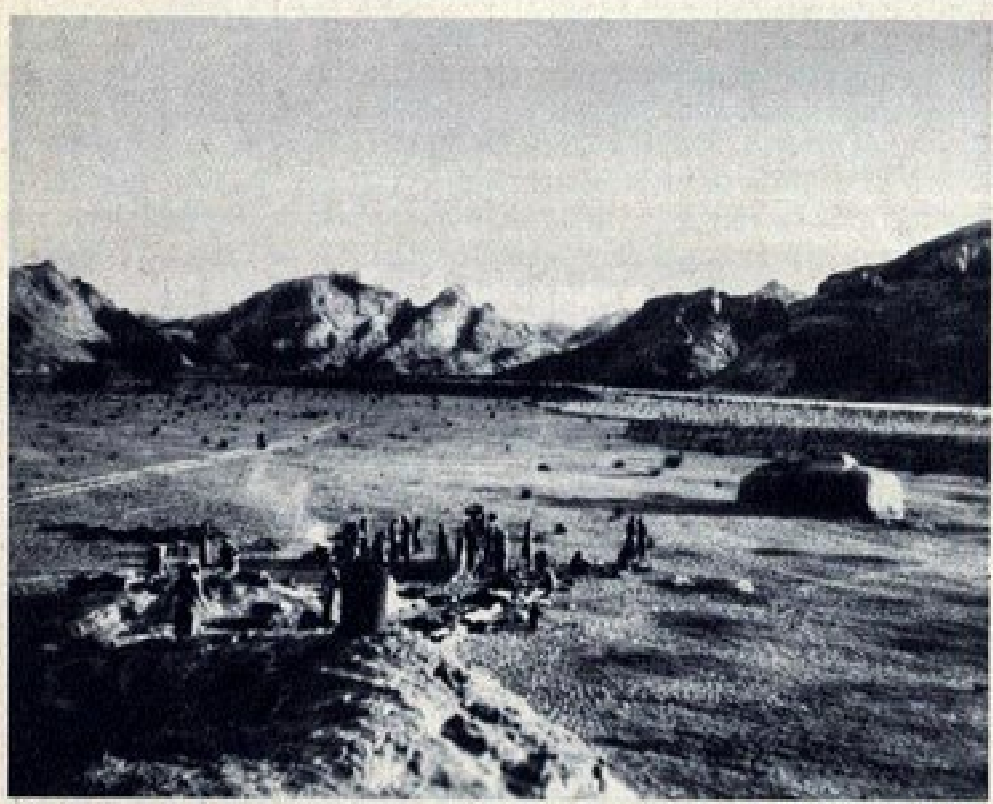
Aber dann machten sie sich an die Arbeit, und nun sind wir jede freie Minute in „unserem Heim", um es so schön wie möglich einzurichten. Der Stolz ist unser Bücherständer. Auch einige Bücher haben wir schon, wie „Mein Kampf", „Reden des Führers", das Mädelliederbuch, ein paar Hefte „Das Deutsche Mädel" u. a. Sie kamen mit einem Bild des Führers in einer riesigen Kiste aus Deutschland und waren für uns die schönste Weihnachtsfreude.

Ilse sitzt mit der Laute am Fenster und übt neue Lieder. „Hört mal alle her, ich habe eine ganz große Ueberraschung für euch!" Hei, wie fahren da die Köpfe herum, der Pinsel fliegt in die nächste Ecke, der eben angefangene Stuhl wird seinem Schicksal überlassen, sogar Ilse, die die Ruhe selbst ist, hört mit einem schrillen Ton auf zu spielen und drängt mit den anderen neugierig heran.

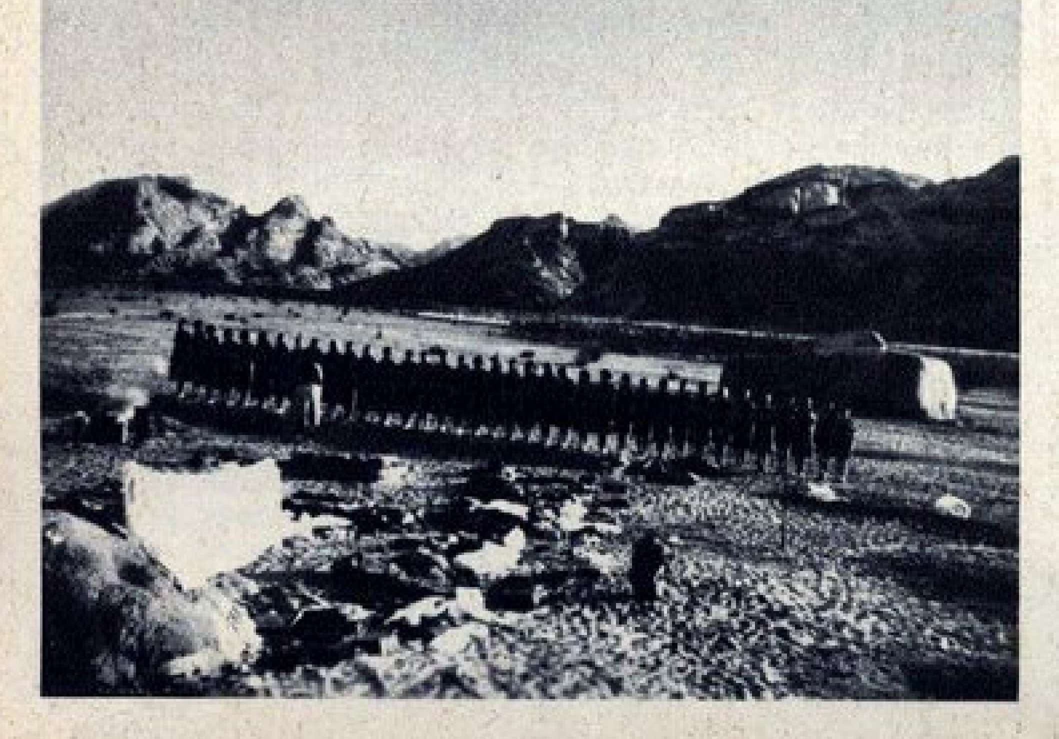
„Was denn?" „Erzähl doch!" „Bekommen wir wieder eine Kiste aus Deutschland?" „Gehen wir Sonntag sammeln?"

„Machen wir eine Fahrt?" Und als ich auf die letzte Frage nicke, da ist kein Halten mehr. Alles redet durcheinander, jede weiß einen besseren Rat, hat hundert Pläne und immer wieder dieselbe Frage: „Ist es wirklich wahr, gehen wir zum Wochenende auf Fahrt?"

An Arbeit ist heute nicht mehr zu denken. Wie der Wind sind die Mädel fort, um jetzt schon Mutters Vorratskammern zu plündern und die Kisten zu packen, denn eine „Organisationsabteilung", wie eine unserer Kameradinnen aus einem Sommerlager im Reich schrieb, an die man sich nur zu wenden braucht, und die sich dann über Verpflegung und Unterkunft den Kopf zerbricht, haben wir hier nicht; das tut jede selbst.



„Und dann zum Wochenende ging's auch bei uns auf Fahrt!"



Auf Fahrt den Swakopfluß entlang

Nun ist es soweit. Eben ist die Sonne wie ein feuriger Ball am Himmel aufgestiegen, da bläst unser Horn zur Abfahrt. Die schwarzen Boys stehen grinsend am Straßenrand und winken und lachen. Die beiden Lastautos wühlen im Sande, unsere Lieder klingen in den Gassen der Stadt, die Wimpel flattern im Wind. Erika spielt auf der Ziehharmonika, und wir singen die Lieder, die über Meere und Länder, durch den Aether und in Briefen aus der Heimat zu uns gedrungen sind.

Das Meer, über dem noch der letzte Nebel wie ein undurchsichtiger Schleier hängt, bleibt hinter uns zurück. Dünen tauchen auf, ziehen sich in herrlichen Schattierungen am Ufer des Swakopflusses hin. Am Horizont ragen die Spitzen der mächtigen Felsgebirge in den nun blauen, sonnigen Himmel.

Die Sonne brennt, unsere Kehlen sind trocken, der feine Sandstaub reibt in den Augen, wir werden schon etwas ungeduldig.

Da leuchtet auf dem jenseitigen Ufer des Swakopbettes ein nettes Farmerhäuschen. Wir sind auf der ersten Station angelangt. Gibt das ein Fragen und Erzählen! Die Farmersleute zeigen uns voll Stolz ihre Farm, erklären und antworten geduldig auf unsere vielen Fragen und laden uns dann ein zu frischer Buttermilch, die in großen Kannen auf dem Tisch steht.

Nun erzählen wir von unserem Heim, von den selbstgezimmerten Möbeln, den lichten Vorhängen, von unseren Büchern und von dem großen Führerbild, das über unseren Wimpeln hängt.

Die Farmersfrau hört uns lächelnd zu und zeigt uns dann ein aus der Zeitung ausgeschnittenes Bild des Führers: „Wir möchten so schrecklich gern ein recht gutes Bild haben; es gibt einem immer Kraft, wenn man mal verzagt."

Wir sehen uns still an, und als wir uns auf dem geräumigen Platz vor dem Hause verabschieden, übergibt „unsere Jüngste" dem Farmer ein Bild unseres Führers, das wir von Kameradinnen aus Deutschland geschickt bekommen hatten. Wie glücklich leuchten da die Augen unserer Wirte, und der Händedruck ist noch einmal so fest, als wir ihnen von den abfahrenden Wagen herab zum letzten Male die Hand reichen.

Die Sonne steht jetzt gerade über uns und brennt mit heißen Strahlen auf unsere „Südwester". Der Wagen rattert durch die Stille der Steppe, der Sand mahlt unter den Rädern, es geht nur langsam vorwärts. Wir werden hin- und hergeschaukelt. Plötzlich ein Ruck, daß wir durcheinander kullern, und das Auto steht. Schnell klettern wir herunter und besehen uns den Schaden: Festgefahren!

Die Räder drehen sich wie wild, schleudern den feinen Sand wie Mühlschaufeln herum. Auch die Jungen sind nun herangekommen. „Wenn es weiter nichts ist", lacht ihr Führer, und stemmt sich schon gegen den steckengebliebenen Wagen. Umsonst!

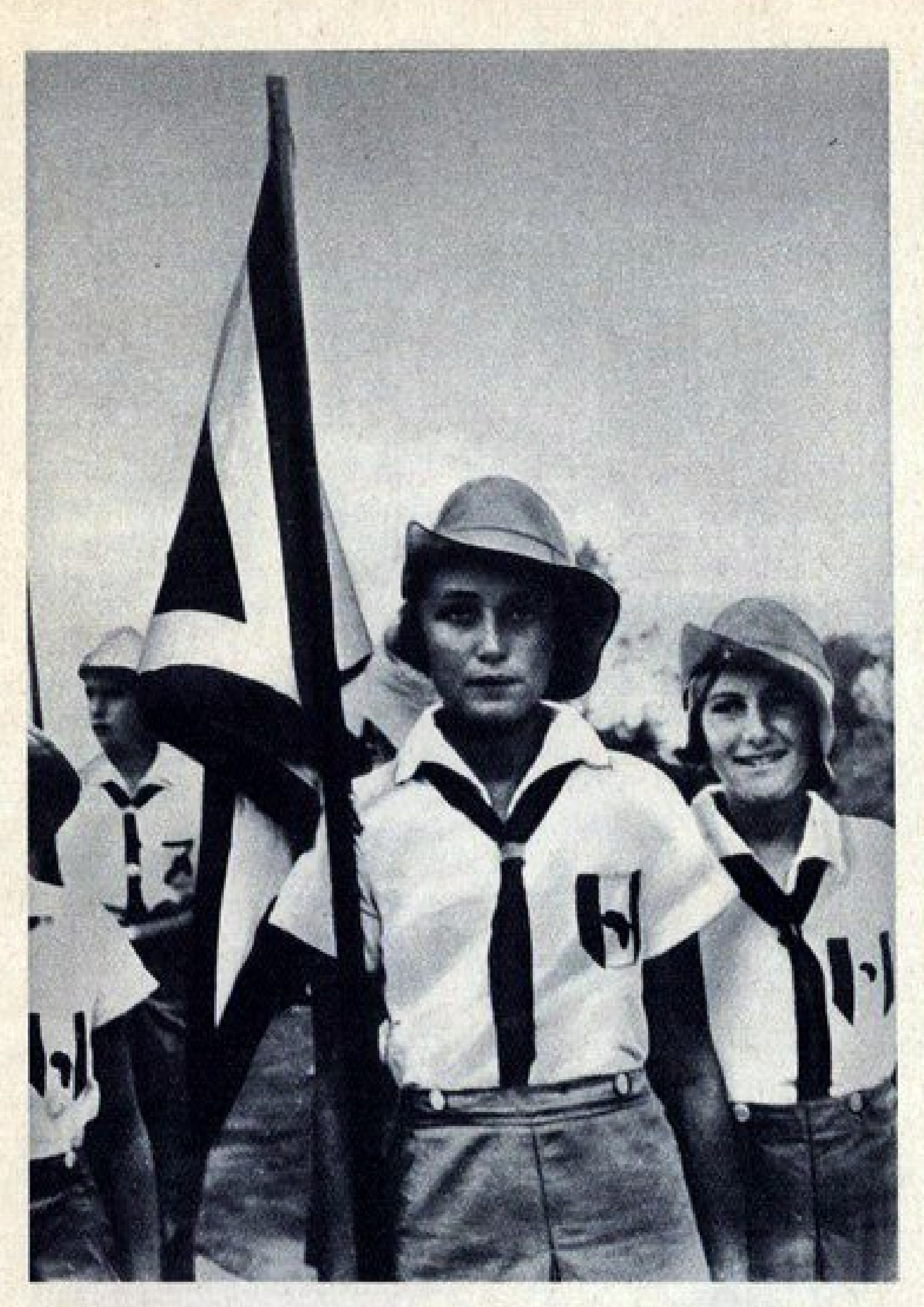
Nur der Motor heult und dröhnt. „Feste, schieb man!" „Nun zeig mal deine vielgerühmten Kräfte!" Nun packen auch die anderen Jungen zu, die Schultern heran, Muskeln angespannt und „Hauruck! Hauruck!" Ein leichtes Beben, und wir sind aus dem Sandloch heraus . . . Und weiter geht die Fahrt . . .

Die Zeit vergeht, schon sinkt die Sonne herab, es wird dunkel und kühl, wir sitzen um das Lagerfeuer und halten eine Feierstunde. Worte von der Gemeinschaft des Blutes, von Kameradschaft, Verpflichtung, Treue und Mut klingen in den Abend und prägen sich tief in unsere Herzen.

Wir sind nur zwei Gruppen, die sich hier getroffen haben, aber wir wissen, daß auch in den anderen vielen dasselbe Wollen glüht. Lieder aus der Heimat schwingen über den flammenden Holzstoß, ein Mahnspruch. Langsam sinkt das Feuer zu einem glimmenden Haufen zusammen.

Ein paar Kilometer weiter blasen die Jungen den Zapfenstreich. Wir machen uns unsere Lager zurecht, nur unsere Jüngste will es nicht kapieren. Endlich nimmt sich Erika ihrer an. „Sieh mal, so mußt du das machen. Erst hebst du eine Schicht Sand aus, dann schüttest du die Asche in die Vertiefung. Siehst du, so. Nun kommt wieder Sand darüber, und jetzt kannst du schlafen, ohne daß es vom Boden her kalt wird!"

Rasch haben sich alle in ihre Decken gewickelt; ich gehe herum, sage ihnen gute Nacht, und bald schlafen sie tief und fest . . .



Dies Land ist uns Heimat

Nun ist der letzte Tag herangekommen. Wir sind zwar alle noch ein bißchen müde von den gestrigen Sportwettkämpfen, den Volkstänzen und dem Lagerzirkus, aber trotzdem wollen wir auf jeden Fall noch eine Wanderung in die Berge machen.

Die Schuhe haben wir schon längst ausgezogen und versuchen nun, an den kahlen Felsen hochzuklettern. Der Stein ist glatt, und wir rutschen immer wieder ab. Nur hin und wieder finden unsere Hände Halt in den Rillen, und dann ziehen wir uns mit einem Scherz ein Stück höher.

Endlich sind wir oben und schauen auf das Tal zu unseren Füßen. Endlos weit breitet sich unter uns die Steppe aus, Sand, nichts wie Sand, hin und wieder Steppengras und kahle Felsenberge. Hier und da ziehen in der Ferne Wildherden ... Ueber dem Ganzen wölbt sich ein Himmel, wie er nur in Afrika zu finden ist.

Hier oben fühlen wir ganz stark die Liebe zu diesem Land, das unsere Heimat ist und dem wir die Treue halten trotz aller Schwierigkeiten. Wir schweigen und fühlen doch alle dasselbe, fühlen unsere Verbundenheit, unsere Zusammengehörigkeit.

Am Spätnachmittag holpern unsere Autos wieder durch die Stadt. Hell und fröhlich klingen unsere Lieder, und in unseren Augen liegt noch das Erlebnis der Fahrt." — —

Diese Arbeit am deutschen Volkstum in Afrika nahm für unsere Kameraden und Kameradinnen in Südwest nach kurzer Zeit ein Ende durch eine Verfügung der Mandatsregierung, die die Hitler-Jugend auflöste und die Zusammenarbeit mit uns verbot.

Wenn wir nun auch nicht mehr unter der gleichen Fahne marschieren können, so stehen wir in Treue zu unseren Brüdern und Schwestern drüben, die gleichen Blutes und gleicher Art sind. Wir wissen um ihren Kampf um deutsches Wesen, sie mögen es wissen, über alles Trennende hinweg, daß sie nicht vergessen sind, denn Blut läßt nicht von Blut, und Art läßt nicht von Art.

Lotte Wunderlich.

Auf verstreuten Gruppen der Pfadfinder und Maiden bauten sich damals in unseren Kolonialgebieten Hitler-Jugend und BDM. auf

Aufn. (4): BDM.-Archiv

Jungmädel erzählen

Dis—zi—plin



Lisa und Inge waren im Frühjahr zu den Jungmädeln gekommen. Sie fanden es fein, jetzt immer Dienst tun zu dürfen. Wenn sie erst die Jungmädelprobe bestanden hatten, und wie die anderen Knoten und Tuch tragen durften — davon sprachen sie immer wieder untereinander.

Es hatte lange gedauert, bis sie endlich die Erlaubnis bekamen, vierzehn Tage ins Lager zu gehen. Lisas Mutter meinte, sie wären dazu noch zu klein, und Lisa könnte bestimmt nicht allein mit ihren langen, dicken Zöpfen fertig werden. Schließlich setzten sie ihren Willen doch durch . . .

Nun lebten sie schon seit vier Tagen im Jungmädel-Lager und hatten so viel zu sehen und zu staunen, daß sie noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen waren.

Denn mittags mußte man ja nach Hause schreiben, — das hatte man fest versprochen, — und außerdem brauchte man nur die Augen zu schließen und mit dem Nachdenken anzufangen, dann schlief man sofort ein in der warmen Mittagssonne.

Aber eines Morgens beim Frühstück war Inge auffallend still. Lisa sah sie ein paarmal prüfend von der Seite an, aber das merkte sie gar nicht. Sie aß auch viel langsamer als sonst; denn Lisa griff schon noch der dritten Schnitte, während Inge immer noch nicht mit der ersten fertig war... Und sonst konnten sie doch so fein miteinander Schritt halten...

„Ja, was hast du denn eigentlich?" fragte Lisa schließlich, als sie nicht länger mit ansehen konnte, wie Inge immer mehr in sich versank. „Sag mal, weißt du, was das ist: Dis—zi—plin?" war die Antwort.

Lisa sah verdutzt auf. „Dis—zi—plin? Nnnn—ein. Kam das nicht in dem Spruch vor, den Ilse heute morgen an der Fahne sagte? Aber was es ist, kann ich dir auch nicht genau erklären, — nur so ungefähr. Am besten, wir fragen Ilse nachher danach."

„Mädel, hört mal zu", sagte da Ilse in das Gespräch der beiden hinein. „Ich habe eine feine Ueberraschung für euch. Nach dem Frühstück gehen wir sofort zum nächsten Dorf, und ihr dürft den Bauern beim Aehrenlesen helfen. Macht euch schnell fertig, wir müssen eine Stunde laufen. In zehn Minuten steht alles vor dem Lager angetreten."

Eine Viertelstunde später zogen sie singend an der Lagerwache vorbei. Zuerst ging es ein Stück durch den Wald, da war es kühl und schattig; aber als sie dann auf die Landstraße kamen, merkten sie erst, wie sehr die Sonne brannte. Noch eine halbe Stunde! — Lisa stöhnte innerlich, aber nur innerlich: „Ich habe ja solchen Durst!"

Auf einmal hörte sie Ilses Stimme: „Lisa und Inge, ihr bleibt zurück und wartet auf Grete und Liesel und zeigt ihnen den richtigen Weg. Sie bestellen drüben auf dem Bauernhof Milch für heute abend. Hier geht es links ab und dann geradeaus bis zum Dorf. Es ist nicht mehr weit."

Lisa und Inge blieben stehen. „Ist das eine Glut!" sagte Inge. „Hoffentlich kommen die zwei bald, sonst zerfließe ich." „Sieh doch nur", Lisa wurde ganz aufgeregt, „ist das nicht...? Natürlich, das ist ein Eiswagen. Hast du Geld mit?"

„Ja, zwanzig Pfennig habe ich noch", sagte Inge zögernd, „aber wir dürfen doch nicht . . ." „Ach was, in der Stadt, zu Hause, dürfen wir auf der Straße kein Eis essen, wenn wir in Bundestracht sind. Aber hier ist das doch etwas ganz anderes." Da hielt auch schon der Eiswagen vor ihnen. „Na, kleines Fräulein, soll's was sein?" fragte der Besitzer freundlich. „Ja, bitte, zweimal". Inge konnte nun doch auch der Verlockung nicht widerstehen. „Gemischt?" „Ja." Sie waren so vertieft, daß sie nicht einmal Grete und Liesel bemerkten, die im Laufschritt vorbeikamen. „Beeilt euch, daß ihr nachkommt", riefen sie zurück.

Lisa und Inge eilten hinterher, die Eishörnchen hoch in der Hand und im Laufen das flüssig werdende Eis auffangend. Kurz vor dem Dorf warteten die anderen.

Ilse kam den Nachzüglern entgegen. Ein kurzer Blick auf das Eis, — dann sagte sie: „Ihr werft die Hörnchen sofort hier in den Graben." Lisa und Inge sahen sich verdutzt an, sahen dann ungewiß auf Ilse. „Habt ihr verstanden?" —

Jetzt begriff Inge. In hohem Bogen flog ihr Eishörnchen durch die Luft. Lisa schüttelte den Kopf und schleckte verlegen weiter. Aber da bekam sie einen ernsten Blick von Inge, und im nächsten Augenblick nahm der Graben auch das zweite Hörnchen in Empfang.

Kein Wort sagte Ilse weiter. Schweigend und mit roten Köpfen reihten die beiden sich ein. Erst als sie durch das Dorf gingen, flüsterte Lisa: „Du, jetzt weiß ich aber ganz genau, was Dis—zi—plin ist." „Ja," erwiderte Inge ebenso leise. „Das weiß ich jetzt auch, — für immer."

Eine niedersächsische JM.-Führerin.

Ein Sportfest und ein Sack Kamillen



Es sollte zum Sportfest gehen, dem nächsten und größten Ereignis, das unserer Jungmädelschaft bevorstand. Dazu brauchte man Geld für die Fahrt, dann noch die Einwilligung der Eltern... Irgendwie mußte beides beschafft werden.

Es war eine große Aufregung nach dem Gruppenappell, an dem das Nähere zum Obergausportfest besprochen wurde. Tausend Mädel und Jungmädel sollten kommen, und die Mädel würden die Körperschule zur Musik turnen, für die Jungmädel gab es Bodenturnen, Laufschule und eine lustige Spielwiese. Die Obergauführerin würde da sein, der Gauleiter und vielleicht der Reichsjugendführer...

In einer großen Zeltstadt sollten die Wettkämpferinnen schlafen und alle anderen Jungmädel in den Schulhäusern, wo für gewöhnlich nur gelernt wird. Darüber war sich die Jungmädelschaft einig: hinkommen mußte man irgendwie. Es gab große Beratungen um den einen Punkt: Geld! — —

Wir waren auf Dienstfahrt und kamen durch die kleine Stadt. Längs der Ausfahrtstraße war ein langer Feldrain. An dem Rain hockten Jungmädel. Wir wußten erst nicht recht, was sie dort wollten; aber dann sahen wir große Säcke, Brotbeutel, kleine Körbe und Taschen, und alle sollten noch mit Kamillen gefüllt werden!

Unablässig bückten sich die Mädel, und langsam wurden die kleinen Körbe und Taschen, wurden die Brotbeutel voll . . . Aber die großen Säcke schienen schier unersättlich zu sein. Ob die Jungmädelschaft wirklich so viel Ausdauer haben würde?

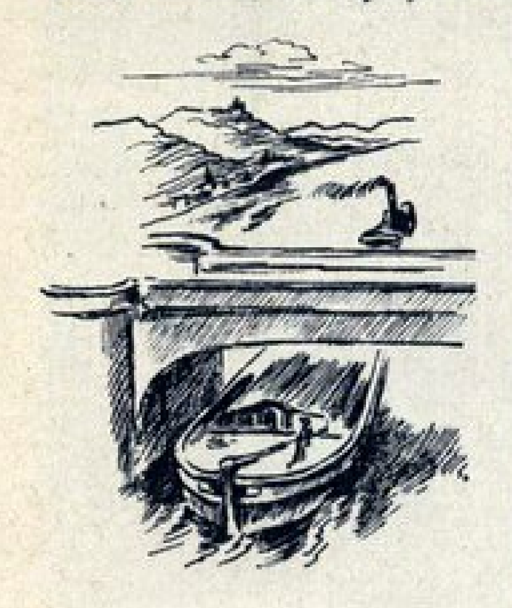
Denn Kamillen sind Heilpflanzen, und der Apotheker kauft sie an. Es gehen zwar sehr viele hundert kleine Blütenköpfchen auf ein Kilo, und man muß sich viele hundert Male bücken. Aber so eine Jungmädelschaft kann schon eine ganze Menge leisten...

Und sie hat es geschafft! Die drei Mädel aus der Jungmädelschaft, die erst nicht mitdurften und schon immer ganz verzagt dabei standen, wenn die anderen große Beratungen hielten, die drei berieten nun eifrig mit.

Am Samstag vor dem Obergausportfest standen alle hinter ihrem Wimpel. Eine kleine Jungmädelschaft unter vielen anderen.

Eine kurmärkische JM.-Führerin.

Das war ein schöner Tag



Seit zwei Tagen lebten die Jungmädel auf „ihrem" Schlepper und waren von allem und jedem begeistert. Am schönsten fanden sie es abends, wenn sie auf ihre Strohsäcke krochen und ganz leise noch ein wenig miteinander flüsterten. Dann hörten sie den Rhein rauschen, und es dauerte nicht lange, da waren sie unter dem starken, gleichmäßigen Geräusch fest eingeschlafen.

Aber heute abend war es nichts mit dem Schlafen. Nebenan saßen der Schiffer und seine Frau und sprachen so laut miteinander, daß die Jungmädel jedes Wort verstehen konnten. Es half nichts, daß sie sich fest in ihre Schlafsäcke wickelten.

„Morgen müssen unbedingt die Bücher in Ordnung gebracht und die Rechnungen geschrieben werden", hörten sie den Schiffer sagen. Eine Weile blieb es still, dann antwortete Mutter Anna: „Ich weiß nicht, wie ich es schaffen soll. Die Wäsche muß gebügelt werden, du brauchst mich zum Schreiben, ich muß auf die Kinder aufpassen, und essen wollt ihr auch alle. Wenn man nur einmal einen halben Tag zum Ausruhen haben könnte!"

Bis dahin waren die Jungmädel ganz ruhig gewesen, aber nun bewegten sich auf einmal ein paar gleichzeitig, und eine Stimme rief vorsichtig: „Lies!" — „Ja, was ist denn?" — „Du, Lies, könnten wir nicht...?"

„Ach ja, bitte Lies!" Mit einem Schlag setzten sich vierzehn Jungmädel in ihren Schlafsäcken auf und sahen im Halbdunkel gespannt zu Lies herüber. „Jawohl, ihr könnt — selbstverständlich", sagte sie. „Aber nun schlaft, sonst seid ihr morgen viel zu müde."

Am nächsten Morgen nach dem Morgenappell ließ Lies nicht zum Frühstück wegtreten wie sonst. Die Jungmädel sahen sie erwartungsvoll an. Jetzt kam es. Da hörten sie Lies auch schon sagen: „Wir haben nun zwei Tage in der Sonne gelegen und ausgeruht. Heute arbeiten wir. Wir helfen den Schiffersleuten. Mutter Anna soll einmal einen halben Tag frei haben!"

Kaum konnten es die Jungmädel erwarten, bis sie ihre Arbeit zugewiesen bekamen. Rasch frühstückten sie, und dann ging es zu Mutter Anna. Die machte große Augen, als auf einmal die Jungmädel vor ihr standen.

„Vier Jungmädel melden sich zum Küchendienst." — „Drei zum Hausdienst." — „Wir zwei passen auf die Kinder auf." —

„Lotte und ich bügeln alle Handtücher und Taschentücher", sagte Trudel. Sie konnte es bestimmt, sie hatte es zu Hause ja schon so oft getan.

Mutter Anna wußte gar nicht, was sie sagen sollte... und als sie dann jeder ihre Arbeit gegeben hatte, ging sie zu ihrem Mann und meinte: „Lange bleiben sie ja bestimmt nicht dabei. Aber es ist doch schön, daß sie wenigstens helfen wollen."

Das Mittagessen schmeckte noch einmal so gut wie sonst, und im Handumdrehen war die kleine Küche blitzsauber. Mutter Anna konnte beruhigt ihre Rechnungen herausholen.

Am Abend saßen die Jungmädel im Kreis auf dem Bretterboden, der so schön warm war, weil den ganzen Tag die Sonne auf ihn brannte, und sangen. Mitten unter ihnen saß der Schiffer mit dem kurzen Pfeifchen. Mutter Anna brachte die Kinder zu Bett. Aber da kam sie schon zurück, den Strickstrumpf in der Hand, denn sie konnte im Dunkeln genau so gut stricken wie beim hellsten Tageslicht.

Es war so still, daß den Jungmädeln ganz feierlich zumute wurde. Der Himmel schien vom Wasser aus viel höher zu sein, als wenn man zwischen den Häusern stand, und die Sterne waren viel größer und leuchtender als in der Stadt. Breit und ruhig strömte der Rhein dem Meere zu. Tiefe Stille war.

„Das war ein schöner Tag heute", sagte da der Schiffer auf einmal in die Stille hinein, „nicht, Mutter?" Mutter Anna nickte: „Ich dachte immer, Jungmädel wären noch so halbe Kinder, die nur singen und spielen und wandern und lustig sein könnten. Aber jetzt weiß ich, daß ihr ganz anders seid... Und am meisten freut es mich, daß ihr nicht viel darüber redet, sondern frisch und kräftig zupackt."

Die Jungmädel waren ganz still geworden, — vor Freude und Stolz... Als Lies sagte: „Jetzt wollen wir zum Schluß noch das Abendlied singen", standen sie auf und faßten sich fest bei der Hand, — und der Schiffer legte sein Pfeifchen für einen Augenblick weg und Mutter Anna ihren Strickstrumpf.

Eine Viertelstunde später hörte man nichts mehr als das Rauschen des Rheins und ab und zu das Klirren der schweren Ankerkette...

Ein niederrheinisches Jungmädel.

Um den Frühsport



„Alles aufstehen! Antreten zum Morgenlauf!" — „Hach, was bin ich müde!" „Wie spät ist es denn schon?" — „Halb sieben! — Aufstehen, Aufstehen!"

Inge, die wir an jedem Morgen mit verstärktem Lärm aufwecken müssen, denn das Tutehorn hat sie noch nie gehört, kullert sich auf die andere Seite. „Ach, laßt mich doch noch schlafen, ich bin ja so müde!" — „Raus, raus!"

Da klettern sie alle aus den Zelten. Manche noch etwas verschlafen und ungeschickt, aber von der frischen Morgenluft sind wir alle bald hellwach.

„Trainingsanzüge ausziehen!" Auch das noch! Die Zeltführerinnen stehen vor ihren Mädeln. Nanu, bei uns fehlt doch eine! Ach so, Inge. „Ilse, sieh einmal nach." Ilse kommt mit dem Bescheid zurück: Inge hätte Bauchschmerzen. Stillvergnügtes Schmunzeln.

Während wir anderen zum Frühsport laufen, mit weiten Schritten durch das taufeuchte Gras, kommt unser UD.-Mädel schon mit der verheißungsvollen Rizinusölflasche.

Als wir zurückkommen, sitzt Inge vor dem Zelt und kämmt sich die Haare. Dazu macht sie ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter... Nach dem Sport treten wir weg, um den „Kulturbeutel" zum Waschen zu holen.

„Na, Inge", erkundigten wir uns „was machen die Bauchschmerzen?" — „Ach", sagt Inge, „müde bin ich gar nicht mehr, Hunger habe ich auch nicht, und morgen — morgen mache ich den Frühsport mit!"

Wir sind im Bilde.

Ein fränkisches Jungmädel.

Das Jungmädeljahrbuch 1938

In Kürze wird es wieder in allen Buchhandlungen zu haben sein. Wie in den Vorjahren wird es von uns, unserem Leben und Schaffen berichten. Keine langen, gelehrten Abhandlungen enthält es, sondern frische, lebendige Schilderungen und Bilder von Fahrt und Lager, Sport und Heimnachmittag aller Jungmädelschaften des Reiches.

Jungmädel und Jungmädelführerinnen haben auch in diesem Jahre wieder an dem Jungmädeljahrbuch mitgearbeitet, so daß es wirklich von uns und unserer Art spricht. Deshalb: **Jedes Jungmädel wünscht sich „Wir folgen", das Jungmädeljahrbuch 1938**, das im Parteiverlag der NSDAP., Franz Eher Nachfolger, München, erscheint.



Abenteuer um Saratow

Von Erika Müller-Hennig

Nun war man schon beinahe eine ganze Woche lang hier in der deutschen Kolonie an der Wolga, und die Jungen fingen allmählich an, sich daran zu gewöhnen, auf der Bank neben dem breiten Bauernofen zu schlafen . . . Und morgens beim Aufwachen die freundliche Wees Annemarie, die so drollig sprach, und den Vetter Johann und die vielen anderen fremden Menschen zu sehen. Es war lustig, daß es keine Schulstunden hier gab und man den ganzen Tag auf der Dorfstraße herumrennen und Schneemänner dort draußen bauen konnte — zusammen mit den Kindern der deutschen Kolonisten.

Sie sprachen ein wenig anders als die Jungen aus der Stadt — aber das war gerade besonders fein, denn sie sprachen genau so, wie ihre Vorfahren, die früher einmal vor schrecklich langer Zeit hierher ausgewandert waren, daheim am Rhein und im Schwabenland geredet hatten. Klaus bemühte sich, es ihnen nachzuahmen — das klang doch viel lustiger als das langweilige Lesebuch-Deutsch, das man in der Stadt sprach . . .

Und sonst — ach, auch sonst waren diese kleinen Dorfjungen und -mädel in ihren grauen feierlichen Joppen und den schwerfälligen Stiefeln viel klüger als man selber. Erdhasen fingen sie im Sommer — Peter und Klaus bekamen die ausgespannten kleinen Felle zu sehen. Sie verstanden Pferde anzuspannen und Leiterwagen zu ölen — und einige der Jungen waren sogar schon mit auf Trappenjagd gewesen, ganz früh im Morgengrauen.

Ja, der blonde Christian vom Drüber-Vetter war sogar schon einmal mit auf Wolfsjagd gewesen — und dabei war er doch auch gar nicht älter als Peter.

Ja, es war wirklich schön hier in der Kolonie — so schön, daß Peter und Klaus sogar ein wenig darüber vergaßen, weshalb sie eigentlich hierhergekommen waren, und daß daheim in Saratow und in Matusenek jetzt fremde bolschewistische Soldaten durchs Haus gingen. Es war so interessant hier im Dorf, — nur wenn einer von ihnen zufällig einmal Mutters blasses Gesicht bemerkte, fiel ihm plötzlich wieder ein, daß Vater und Ebba . . .

Dann rannten sie zum Bauern und fragten. Aber schließlich: was nützt alles Fragen, wenn der doch auch keine Antwort auf das weiß, was man ihm sagt. Niemand, niemand wußte, wo Vater jetzt eigentlich steckte. Und es kam kein Reiter auf erhitztem Pferd — und es kam kein Brief . „Das weiß niemand, wie lange das noch dauern kann . . .“ sagten sie. „Man muß eben warten.“

Aber Peter und Klaus wollten nicht warten, nein. Sie wollten wissen, was geschah, sie wollten zum Vater — und Mutter, ach, auch Mutter sah nicht so aus, als wenn sie noch lange auf Nachricht würde warten können. Sie machte so seltsame Augen, wenn man Vater oder Ebbas Namen nannte, nein, es war besser, gar nicht von ihnen zu reden, sondern ihr nur von Schneeballschlachten oder Ballspielen zu erzählen... Und dann eines Abends — man saß gerade wieder einmal um den glatten Holztisch, und die Jungen versuchten, ebenso geschickt wie die Kinder hier in der Kolonie, Sonnenblumenkerne zu knacken und die Schalen in die entfernteste Ecke des Zimmers zu spucken — ja, da hörte man draußen Pferdegetrappel und dann ein Klopfen an der Tür.

Zuerst sprangen sie alle auf und stürzten zur Tür — vielleicht war es Vater. Aber dann, als nur ein fremder Bursche in dick verschneitem Schafpelz in die Stube trat, kam plötzlich die Angst . . . der Bote mit den bereiften Augenbrauen und dem versorgten Gesicht sah nicht so aus, als ob er gute Nachrichten brächte.

„Bei uns sind sie schon“, sagte er. „Morgen werden sie wohl hier einrücken. “ Bei diesen Worten wurden all die erwartungsvollen Gesichter ernst, und selbst die Kleinsten senkten die Köpfe. Sie wußten alle, was das bedeutete.

Nein, vom Vater wußte der Bote nichts. Er gehörte nur zu den Burschen, die sich für den freiwilligen Meldedienst bereitgestellt hatten, um die vielen Flüchtlinge zu warnen, die hier und dort, in jedem Dorf und beinahe in jedem Hause, Unterkunft gefunden hatten. Denn diesen Flüchtlingen aus der Stadt würde es zu allererst schlecht ergehen. „Ihr müßt heute noch fahren“, sagte der Bote. „Weiter nach dem Süden.“

Vetter Johann ging hinaus, um den Schlitten aus dem Stall zu ziehen und die Pferde einzuspannen. Er wollte selbst mit, wollte seine Gäste in Sicherheit bringen. Schweigend schluckte man den Tee. Mutter fing an, dicke Tücher und Mäntel auf den Ofen zu legen zum Anwärmen für die Fahrt. Wees Annemarie suchte für die Jungen ein zweites Paar dicker selbstgestrickter Strümpfe heraus. Sie piekten scheußlich, aber es würde kalt werden bei der Fahrt durch die Nacht.

Der Bote hatte sich aus seinen Sachen geschält und an den Tisch gesetzt. Doch bevor er trank, holte er ein zerknülltes Papier aus seiner Tasche und hielt es Peter hin. „So sehen die Zeitungen aus, die jetzt da gedruckt werden von den Bolschewiken. Kannst du Russisch lesen? Ich krieg es nicht zusammen.“ Ja, Peter konnte Russisch lesen. Hastig beugte er seinen Kopf über das schmierige Blatt — da — gleich auf der ersten Seite unter dem dicken schwarzen Strich sah er plötzlich Vaters Namen. Er sah russisch geschrieben ein bißchen anders aus.

Aber es war kein Zweifel, daß er es war . . . Und da stand weiter, daß — ja, daß Vater als Deutscher unter dem Verdachte stände, gegen die Bolschewiken zu arbeiten, und daß jeder, der ihn verhaftete . . .

Hastig knüllte Peter die Zeitung zusammen. Aber Klaus hatte sein plötzliches Erblassen bemerkt, er riß ihm das Blatt aus der Hand, starrte und starrte . . . Doch dann bekam er einen Fußtritt unter dem Tisch. „Mutter", sagte Peter warnend und sehr leise: „Nicht merken lassen . . ."

Klaus verstand und nickte. Doch der Bote war jetzt ungeduldig und drängte, was denn nun eigentlich in der Zeitung stand — und auch Mutter wandte ihr Gesicht vom Ofen wieder den Kindern zu und sah sie fragend an. „Ach — nur so ein bolschewistischer Unsinn . . ." — Damit stand Peter auf und stieß dabei so ungeschickt an den großen Samowar, daß er schwankte und dann langsam zur Seite kippte. Glücklicherweise dahin, wo gerade niemand saß.

Es war eine schreckliche Ueberschwemmung. Mutter, die nur selig war, daß niemand etwas von dem kochenden Wasser abbekommen hatte, suchte nach einem Lappen, die Männer sprangen von ihrer Bank in die Höhe, und die Frauen quietschten vor Schreck. Dann stellte es sich heraus, daß Peter sich doch ein bißchen dabei verbrannt hatte — nur ein wenig den Arm, mit dem er an den glühenden Samowar gestoßen war. Wees Annemarie brachte Verbandszeug, und Mutter krempelte Peters Aermel in die Höhe — sie wurde ganz weiß dabei, so daß Peter und die anderen sie auslachten.

Die Zeitung lag auf dem Fußboden und war ganz zerweicht; so ein bißchen trat Peter auch heimlich noch auf ihr herum. Dann kam der Bauer schon herein und sagte, daß die Pferde angespannt seien und der Schlitten vor der Tür stände. Nun dachte niemand mehr daran, was wohl in dem Blatt gestanden haben konnte — jeder lief und suchte nach seinem Pelz und den Filzstiefeln.

Endlich saßen sie alle im Schlitten, Peter vorn neben dem Bauern, Klaus und Mutter hinten im Stroh vergraben. Schweigend stand die Bäuerin im knirschenden Schnee, strich mit ihrer harten Hand einmal den Pelz ihres Mannes entlang — dann knallte die Peitsche.

Aber die lustigen Glöckchen hatte der Bauer abgenommen, die bimmelten und läuteten nicht wie sonst auf frohen Schlittenfahrten. Lautlos glitten die Kufen über den Schnee. Wölfe und Bolschewiken — es war von beiden gesprochen worden heute abend beim Essen . . .

Wie der Schnee glitzerte und blitzte. Im weißen Dunst waren die letzten Häuser der Kolonie bald verschwunden. So weit man sehen konnte, erblickte man nichts als die weite schimmernde Einöde.

„Friert ihr nicht?" fragte Peter einmal und wandte sich im Schlitten zurück. Sein Gesicht war ganz gefühllos von dem scharfen Wind. Aber Mutter und Klaus saßen warm verpackt im Stroh.

Der Schnee war gefroren und glatt wie eine glitzernde Eisbahn, unter den Hufen der Pferde sprühten zuweilen Funken hervor. Sie hatten die Ohren zurückgelegt, schnaubten ein wenig — es sah so aus, als fürchteten sie sich vor irgend etwas. „Die Wölfe . . .!" sagte Vetter Johann plötzlich und wies mit der Peitsche nach hinten.

Irgend etwas Schwarzes, das beinahe am Horizont verschwand — jetzt merkten auch die drinnen im Schlitten, daß der Bauer die Pferde nur noch mit Mühe zurückhalten konnte. Wenn die erst schweißnaß waren, rochen die Wölfe sie weit. „Ist — etwas Besonderes!? Wir fahren so rasend schnell", flüsterte Mutter und zog Klaus' Kopf in ihre Arme.

„Gar nichts — aber wir haben doch Eile!" — Doch nun sollte Mutter unbedingt die Decke höher hinaufziehen, sie würde sich sonst noch die Ohren erfrieren bei dieser sausenden Fahrt . . . Und eine Mutter ohne Ohren wollte Peter nicht haben, bestimmt nicht . . .

Der Himmel verdunkelte sich. Schneewolken wahrscheinlich. Das Dunkle dort hinten verschwamm im weißen Nebel. Aber als gleich darauf der Mond wieder am Himmel stand, sah Peter, daß die Wölfe viel näher gekommen waren. Man unterschied einzelne Tierkörper, schwarze Klumpen waren es . . .

„Nimm du die Pferde . . ." sagte der Bauer. Er bückte sich, suchte neben sich auf dem Kutschersitz — vorsichtig hob er das Gewehr heraus, prüfte, stellte es dann zwischen seine Knie.

So eisern der Griff auch war, mit dem Peter jetzt die Leinen umklammert hielt — die Pferde fürchteten sich und gehorchten den Zügeln nicht mehr. Schneeklumpen und Eisstücke flogen um den Schlitten her — einer traf Peters Kinn, von dem es warm zu rieseln begann. „Laß ihnen freien Lauf", sagte dann der Bauer. „Jetzt haben sie uns gewittert, die Wölfe . . ."

Peter nickte. Er hätte gar nichts anderes tun können, als den Pferden ihren Willen zu lassen. Beinahe von seinem Sitz gehoben wurde er durch die straffgespannten Zügel. Er wandte sich zum Schlitten zurück — Mutter hatte in der zunehmenden Dunkelheit nicht bemerkt, daß jetzt er die Leinen hielt und der Bauer das Gewehr umklammert hatte.

„Was ist das Schwarze dahinten?" fragte sie. Er schrie zurück, so laut, daß es durch die dicke Verpackung bis an ihre Ohren dringen mußte: „Ach — nur so'n paar Wölfe wahrscheinlich. Die kümmern sich gar nicht erst um uns!" Er nickte ihr zu, sie sah, wie er lachte.

Daß der Vorsprung kleiner und kleiner wurde, sah sie nicht. Auch daß das linke Seitenpferd zu lahmen begann, merkte sie nicht. Sie wußte auch nicht, was es bedeutete, daß der Himmel dunkler und dunkler wurde.

Im Schnee sind die Wölfe im Vorteil. Sie wittern die nassen Pferde, die wehrlosen Menschen in ihrer Nähe — aber die Menschen können sie nicht sehen in dem wirbelnden Schnee. . .



Jetzt begannen die ersten Schneeflocken vom Himmel herabzutanzen. Nun hörte man auch — ganz aus der Ferne und kaum vernehmbar — einen dumpfen unheimlichen Ton, anschwellend und dann wieder ersterbend. Aber Klaus sah starr

geradeaus, und Mutter hatte sich, durch Peters Lachen beruhigt, tief in das Stroh zurückgelegt und schützte ihr Gesicht gegen die wimmelnden Schneeflocken.

Dann sah man auch vor sich etwas Dunkles. Einen Augenblick lang zuckte Peter zurück — waren nun auch schon vor einem Wölfe? Aber Vetter Johann tippte gegen den Arm des Jungen und deutete auf den schwarzen Fleck am Horizont: „Das wird eine Kirgisenjurte sein. Die müssen wir schaffen . . ."

Es war, als wenn die Pferde, sinnlos vor Angst, fühlten, was auf dem Spiel stand. Pfeilschnell schoß der Schlitten über den Schnee, näher und näher rückte die einsame Hütte. Der eisige Luftstrom, die Schneemassen, die einem ins Gesicht geschüttet wurden, zwangen einen, die Augen zuzumachen. So merkten die im Schlitten nicht, daß der Bauer sich mehrmals steil aufrichtete und zurückspähte — das Gewehr bereits an der Schulter.

Dann hielt der Schlitten mit einem so plötzlichen Ruck, daß alle vornüber fielen. Die Kirgisenhütte stand verlassen in einer Schneewehe — es war schwierig, sich da gleich einen Eingang zu verschaffen. Die steifgefrorenen Felle, die den Eingang sicherten, wollten nicht nachgeben.

Aber dann hatte Peter doch einen Durchschlupf gefunden; und während Mutter mit verständnislosen Blicken hineinstolperte, half Klaus dem Bruder, die Leinen und Stränge zu lösen. Die Pferde mußten mit in die Hütte, man konnte sie nicht draußen der Kälte und den Wölfen überlassen. „Erschrick nicht, wenn Vetter Johann schießt, Mutter", rief Peter. „Er will den Wölfen nur einen Denkzettel geben — Gefahr ist keine."

Es war eng in der Hütte. Zitternd drängten die Pferde sich zusammen, mit zurückgeworfenen Köpfen lauschten sie auf jeden Ton, der von draußen hereindrang. Auch Klaus und Mutter saßen mit angstgeweiteten Augen auf dem Boden — nur eine dünne Fellwand trennte sie ja von draußen. Aber dann allmählich, als das heisere Heulen nicht näherkam, sondern immer in gleicher Entfernung blieb, schliefen sie doch ein . . . Auch Mutter. Sie hatte der Kälte wegen ein dickes Tuch um den Kopf geschlungen und hörte nichts von dem Heulen da draußen . . . Und Peter war so ruhig . . .

Die ganze Nacht hindurch wachten der Bauer und Peter abwechselnd und schürten das Feuer, das vor der Hüttentür brannte. Der ganze Schlitten mußte allmählich daran glauben — der Bauer würde am nächsten Tage zur nächsten deutschen Kolonie reiten und einen neuen beschaffen müssen. Aber die Bolschewiken würden einen wenigstens nicht finden hier inmitten der kirgisischen Steppe.

Ein breiter Ring von Spuren lief am nächsten Morgen rund um die Hütte. Mutter sah es, sah Peters überwachtes Gesicht, die Feuerstelle. „Also doch — waren die Wölfe so nahe?" fragte sie und wurde ganz blaß dabei. „Sie waren dicht hinter uns", antwortete der Bauer . . . Und Peter wandte der Mutter sein Gesicht zu: „Ich habe gelogen, Mutter. Aber du solltest doch keine Angst haben." (Fortsetzung folgt.)

Der außendeutsche Bericht

Sudetendeutschtum

Die Prager Regierung hat in den letzten Monaten das ganze sudetendeutsche Gebiet mit einem Netz von tschechischen Staatspolizeistellen überzogen. Nicht nur in den nordböhmischen Industriebezirken, im Egerland, im Iser- und Riesengebirge, in Nordmähren und dem ehemaligen Oesterreich-Schlesien, sondern auch in den entlegensten kleinen Städtchen des Böhmerwaldes und Südböhmens, in Orten mit 2000 bis 3000 Einwohnern, sitzen eine Unmenge Geheimpolizisten, bereit, jeder marxistischen Denunziation oder jeder tschechischen Grenzlerphantasie zur Verfügung zu sein.

Neben diesen Polizeimaßnahmen organisiert Prag die sogenannte „Staatsverteidigungswache". Diese Wache setzt sich aus den Angehörigen der Gendarmerie, dem Polizeiwachkorps, den Gemeindepolizisten der Finanzwache und anderen Staatsbeamten zusammen. Sie wird militärisch organisiert und bewaffnet sein. Da diese Berufsgruppen ausschließlich aus Tschechen bestehen, wird jeder Tscheche in den sudetendeutschen Grenzgebieten zusätzlich bewaffnet sein. Jede dieser neuen Polizeistellen will sich durch immer neue Verhaftungen als überaus nötig erweisen. Harmlose Redensarten, eine Postkarte aus dem Reich oder aus Oesterreich, der Besitz eines Buches oder einer alten Zeitung, irgendeine Denunziation eines politischen Gegners — und die ganze Apparatur des Polizeistaates setzt sich in Bewegung.

Ein sudetendeutscher Abgeordneter sagte jüngst im Prager Parlament: „Geben Sie dem Sudetendeutschtum Arbeit und Brot, vernichten Sie nicht seine Industrie und seine Wirtschaft, dann wird dieses Volk das besser zu danken wissen, als die Massenentsendung von Polizisten in die sudetendeutschen Notstandsgebiete."

Daß die Prager Regierung jedoch alles daransetzt, die Erbitterung der sudetendeutschen Bevölkerung weiter zu steigern, zeigt das Ausreiseverbot für die 5000 Kinder, die nach Deutschland zur Erholung kommen sollten. Wenn das Verbot aber damit begründet wurde, daß Deutschland nicht genügend Lebensmittel hat, dann bedauern wir fast, daß die Tschechen sich nicht einmal in unseren Sommerlagern überzeugt haben, daß wir nicht Hunger leiden!

Der sozialdemokratische Minister Cech erklärte bei einer Tagung in Aussig: „Es werde der Kampf gegen den Faschismus und faschistische Staaten bis zum letzten Atemzuge geführt werden. Die Niederringung des Faschismus sei die Aufgabe aller marxistischen Organisationen."

Welche Pläne auf weite Sicht verfolgt werden, zeigt eine Propagandalandkarte, die in der letzten Zeit von tschechischer Seite verbreitet wurde, und die man, der größeren Werbewirkung halber, auch in Postkartenformat vertrieb. Auf dieser Landkarte wird ein großes westslawisches Reich dargestellt, dem die Tschechoslowakei, fast ganz Polen, der größte Teil Ungarns und Teile des deutschen Reiches und Oesterreichs angehören sollen. Die Lausitz und ein Teil von Schlesien, die Städte Breslau und Dresden werden für dieses Reich der Zukunft ebenso in Anspruch genommen, wie der nördliche Teil von Niederösterreich. Der Begleittext der Karte sagt, daß dieses staatliche Gebilde unter tschechischer Führung stehen würde, und daß insbesondere die beanspruchten deutschen Gebiete, auch volklich zum Tschechentum gehören.

Bei diesen Wunschträumen scheinen die Tschechen allerdings zu übersehen, daß in Breslau und Dresden die Jugend, die ja einst in diesem westslawischen Reich unter tschechischer Führung leben müßte, Hitler-Jugend ist und das Zeitgeschehen mit offenen Augen sieht.

STREIFLICHTER

Roman einer Jugend

ist der Untertitel eines Buches „Die Schule auf Woog", herausgegeben in einem bekannten Berliner Verlag im Jahre 1934 (!!). Hauptperson in diesem Roman ist die schöne Sängerin Gaby Steinweg-Ohlsen, „deren Ankunft in Norderney eine Sensation bedeutet". „Man macht Promenaden an ihrer Strandburg vorbei, bekrittelt ihr Badekostüm, den Strandanzug, das Cape…"

Gaby „hat ein paar Bekanntschaften nicht vermeiden können, ein Hamburger Großkaufmann ist darunter, der Attaché eines südamerikanischen Staates . . ., eine Violinistin aus den Haag, die wiederum mit einem Anglo-Inder (!!) sehr liiert ist. Michael Kornemann, der Hamburger, liegt mit seiner märchenhaften Schonerjacht im Hafen, und er freut sich, wenn Gaby ihm erlaubt, ein paar Stunden mit ihr zu segeln… Gaby liegt ganz in Weiß, auf Kissen, die Kornemann ihr sogleich untergeschoben hat (übrigens ein Bild für Waldl aus dem Schwarzen Korps, d. V.) und träumt vor sich hin. Die Holländerin flirtet zum Entsetzen ihres Inders mit Südamerika, und Bobescu ist tiefsinnig, weil Wien ihm für heute die Gefolgschaft verweigert hat. Wegen Seegang und eventueller Folgen."

Nachdem so eine Weile ein munteres Spiel an Bord getrieben wird, geht der Verfasser dazu über, uns mit dem bekannt zu machen, was er für die Jugend unserer Zeit hält: „Ola zieht mit dem Riesengong den Hauptweg von Woog entlang. Bam — baum — sagt es, und immer wieder bam — baum. Zünftig, wie es sein muß: Man macht ein uninteressiertes Gesicht, man schlenkert mit allen Gliedmaßen, besonders mit den Armen. An einem hängt der Gong, am anderen der Schlegel, der Gong pendelt von vorn nach hinten, und also schlägt man einmal darauf, wenn er an den Knien angekommen ist und das andere Mal hinter dem Rücken… Auf dem Dünenweg steht allein Gertie, Oberprimanerin. (Anm. d. V., Gertie ist die Tochter der geschiedenen Gaby.) Der Wind preßt ihr den Rock gegen die noch zu lang erscheinenden Beine, rötet ihr Gesicht und zwingt sie, sich fest anzustemmen."

Sie hat eine Schulstunde versäumt und teilt es dem Leiter der Schule, der sie in ihrer malerischen Pose aufstöbert, mit. Er ist nicht weiter erstaunt, sondern sagt: „Du wirst einen gewichtigen Grund gehabt haben, Gertie." „Ja." „Ich will am Strande entlang gehen; wenn du magst, kannst du mit mir kommen, wenn es dir aber lieber ist, kannst du auch allein bleiben." „Ich komme mit, Jeß". „Du hast etwas auf dem Herzen, Gertie; warum trägst du es nicht zu deinem Kameradschaftsführer?" „Weil es real ist."

Nach einigem Hin und Her — es wird über Bach geredet, und ob „man sich wohl in Lebenslagen auf ihn verlassen kann" und über eine „Glasglocke, die über die Schule auf Woog gestülpt worden ist", — kommen sie auf die Eltern Gerties zu sprechen. „Aber das gehört in die Welt der Großen", mahnt Jessen. (Gertie ist 18 Jahre alt.) Da Gertie nicht in der Lage ist, sich im Gehen zu unterhalten, muß ein Fleck gesucht werden, wo sie lang auf dem Rücken liegen kann, „die Arme sind weit ausgebreitet, die Finger spielen im Sande, und die Augen folgen den jagenden Wolken".

Nachdem wir mit Gertie, als dem ersten Exemplar dieser goldenen Jugend, bekannt gemacht worden sind, werden uns jetzt noch weitere hervorragende Vertreter vorgeführt. Das Mädchen Helga, das in Kunst macht, eine Liebelei mit dem Primaner Hans-Peter von Königslöw hat und jetzt ihrer Zimmerkameradin Gertie verkündet: „Northeim gründet eine neue Kameradschaft unter dem Zeichen des Sturmvogels und zieht morgen zum ersten Male seine Flagge auf. Ich bin das einzige Mädel unter all den Jungen."… „Vom Sudan, dem Männerquartier der Unter- und Oberprima, rücken die Jungen an, vereinigen sich mit den Mädels aus dem Schlafwagen, nehmen die Gaurisankarleute, den „geistigen Mittelstand" und die Wache Ost, das Jüngste und Frechste, das es auf Woog gibt, mit und traben den Dünen zu. Als sie schon am Strande sind, kommt noch ein einzelner heran.

Ein großer wundervoll gewachsener Mensch, die kleine, leuchtendrote Kappe auf dem Haar, mit wehendem Mantel und in einem Tempo, als berührten die Füße den Boden kaum. Im Augenblick ist er bei ihnen, hat sofort einen aus dem Mittelstand, dem er den Mantel zuwirft, hebt beide Arme hoch und

stürzt sich mit einem fast tierischen Schrei der Brandung entgegen. Sogar Lady Godiva (eine Lehrerin. Anm. d. V.), die immer angelsächsische Ruhe mimt, bleibt stehen und sieht ihm nach. „Achill", sagt sie, „er ist unglaublich, er ist ganz unglaublich." Ola kneift den zufällig neben ihr stehenden Tertianer Karl in den Schenkel und wiehert vor Freude. „Die Godiva ist offen und vor allem Volk zu den Königslöwanbetern übergegangen. Mensch, ich sage dir, wenn die Sturmvögel morgen ihre Flagge verteidigen müssen, machen die Godivaleute Hilfsstellung. Nur weil die blonde Lady Schulter an Schulter mit ihrem Idol kämpfen will."

Unterdessen unterhalten sich das Idol und Helga, und der junge Gott zürnt mit seiner Anbeterin, weil es bisher noch nicht gelungen ist, Gertie für die neue Kameradschaft zu gewinnen. Helga glaubt nicht, daß Hans-Peter nur aus Kameradschaft mit Gertie zusammen sein will, aber Hans-Peter „lacht sein liebenswürdiges Lachen: „Und wenn es nun etwas anderes ist, Helga? Nehmen wir einmal an, ich wollte ein großes Bild malen: „Der Chirurg. Weißt du, so ein blaues Halbdunkel, aus dem ein scharfer Lichtkegel von oben die Mitte herausschneidet. Der Operationstisch und grell weiß auf ihm eine Frau. Operationsschwestern, Assistenten, das alles schemenhaft, einzig und allein mit einem Lichtkegel wird der Mund der Frau herausgeholt. Ein Mund, weißt du, in dem alles liegt, — und das Gesicht des Chirurgen, in dem der Arzt gegen den Mann kämpft (!!)."

In diesem Stil geht es auf der Schule auf Woog weiter. Gehört noch dazu, daß für die neue Kameradschaft der „Sturmvögel" ein Song von Helga geschrieben wird, bei dessen Komposition der Musiklehrer einen Indianertanz vor Vergnügen tanzt.

„Mein Fräulein — ich verehre Sie — ting, ting, — mein Fräulein, ich begehre Sie — tam, tam, ja, ohne Spaß — Sie ganz allein — im Mondenschein — allein tatula, tatali . . ." Und am Abend um 7 Uhr zieht Hans-Peter, umstellt von allen Sturmvögeln, die soeben einen letzten Ansturm ganz Woogs siegreich abgewehrt haben, unter Begeisterungsrufen der Godiva-Leute die Sturmflagge ein."

Gehört weiterhin noch zum Bild dieses „Romans", daß auch die schöne Gaby nach Woog kommt, einen kleinen Flirt mit Hans-Peter Königslöw hat, daß sie ihre ganze Gesellschaft nach sich zieht und schließlich auch ihr ehemaliger Ehegatte auftaucht, daß Hans-Peter mit Helga auskneift, wieder eingefangen wird